

wirklich wertvolles Werk, das dann doch nicht liest, ist das ganze Unglück da in Amerika — und bald — den Nimbus der Un- haben, den sie sich aus dschriften und Inkunabeln is ins Zeitalter der Massen- h, hinübergerettet hatten.

Backfischzeit fragte ein is ich die Bücher beim schonen hat, warum man abschriebe, wenn sie tbar seien und so schwer e ahnte noch nichts von

Vielleicht ist der Versuch, rikanischen Verleger unter- er zu verbilligen, also je- u machen, überhaupt ver- ißte man sie verteuern, um geistigen Gut zu erheben, eine Drogerie mit Seifen, zinen, mitten in der Aus- rapf „billige Bücher“, neu, ginalen Ladenpreises: Wal- ser. Oder ein Zigarrenge- den Knasterpäckchen die Conrad liegt. Das ist keine e, zu Dutzenden kann man jeder Straße oder Avenue llen wir den Browns mit- rote Buch kostet 1 Dollar.“ h hat sie schon — lieber las, schlechte Wetter, so sonst noch manches von es, auf das wir gern ver- Das Buch als Gebrauchs- des dieser fraglichen Ge- ehr Distanz; etwas mehr schen den Gedanken an land und seine Erwerbung lleicht wird man hier wie zur Kontorhande erklärten Geschäfte machen als mit

Dora Sophie KELLNER

Georg Niebuhr

4. 100. TODESTAG

31 starb der Mann, der modernen deutschen Ge- wessen ist. Niebuhrs Werke icht mehr viel zu sagen, er gewollt hat, so sehr in übergegangen ist, daß uns chriften als eine Selbstver- nt. Bis auf seine Zeit hatte en römischen Geschichten. utius Scaevola und Hora- e vielen, anderen altrömi- historisch Tatsachen ge-

abt. Niebuhr hat die Geschichte von der Legende gereinigt. Das erscheint uns selbst- verständlich oder erschien bis vor kurzem so. Heute fängt aber die Welt an, sich wieder der Ansicht Goethes zuzuneigen, der meinte: „Wenn die Römer groß genug wären, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.“ Die moderne Geschichtschreibung strebt eine Auffassung und eine Darstellung an, die die kritische Betrachtungsweise eines Niebuhr und seiner geistigen Nachfolger nicht außer acht läßt, aber doch den Legenden als großen symboli- schen Darstellungen ihr Recht lassen will.

Niebuhr ist einer der letzten deutschen Humanisten gewesen. In ihm lebte noch die deutliche Vorstellung davon, was Kultur ist und was Barbarei. Das „barbarische Zeit- alter“, das er kommen sah, ist für uns un- zertrennlich mit der Vorstellung vom 19. Jahr- hundert verbunden. Unsere innersten Antriebe wollen los von dem Materialismus, Positivis- mus, von der Vergötterung der Technik und der Ueberschätzung der Naturwissenschaften, wie sie als ein häßliches Erbeil uns aus dem vorigen Jahrhundert überkommen sind. Mit der antimodernen Seite seines Wesens fängt Niebuhr wieder an, modern zu werden — 100 Jahre nach seinem Tode.

Friedrich STERNTHAL

Der katholische Literaturskandal

Die katholische Kirche hat kürzlich einen der größten literarischen Skandale der letzten Jahrzehnte liquidiert durch die Exkommuni- kation des bisher hochangesehenen Abbé Jo- seph Turmeil, eines ehemaligen Professors der Theologie an der Universität Reims.

Vierzig Jahre trug der Abbé Turmeil mit Würde die katholische Priestersoutane, taufte die Neugeborenen, unterrichtete die Kinder, zelebrierte die Messe, hielt ausgezeichnete theologische Vorträge in den geistlichen Se- minaren und — schrieb gleichzeitig unter vierzehn Pseudonymen blasphemische, ketze- rische und atheistische Schriften, die sämt- lich auf den Index gesetzt wurden. Nur durch einen Zufall ist jetzt dieses Doppel- leben des Abbés entdeckt worden. Zwar war der Abbé schon im Jahre 1908 verdächtigt worden, unter dem Pseudonym Dupain gottes- lästerische Schriften veröffentlicht zu haben. Damals schwor aber Turmeil bei Gott und allen Heiligen, daß die ihm zugeschriebenen Bücher nicht von ihm verfaßt seien. Zufällig gelangte jetzt ein Manuskriptprobe eines ketzerischen Textes in die Hände der Kirch- lichen Behörde, die zu gleicher Zeit mit der Durchsicht eines anonymen Manuskriptes des Abbés beschäftigt war. Die verblüffende Ähnlichkeit der Handschrift und des Stils überraschte die Behörde. Eine wissenschaft- liche Expertise der beiden Handschriften be- stätigte die Identität der Verfasser, und der

in die Enge getriebene Abbé mußte zuletzt seine Autorenschaft an zahlreichen ketze- rischen Büchern, Artikeln zugeben.

Die Methode, mit der der Abbé seine eigene Kirche bekämpfte, ist am besten durch folgendes Zitat aus seinem Buche „Das Leben des Diabolus“ ersichtlich, das unter dem Namen Louis Coulanges erschienen und in vielen Sprachen übersetzt worden ist. „Gott ist ein Ungeheuer“, schrieb der Abbé, „oder, richtiger gesagt, er wäre ein Ungeheuer, wenn er überhaupt existierte. Die Idee eines Gottes ist ein Alpdruck.“

Nach seinem Geständnis wurde der Abbé von der kirchlichen Behörde als „vitandus“ erklärt, d. h. die höchste kirchliche Strafe wurde über ihn verhängt. In Gegenwart des Abbés darf nicht gebetet werden, den Gläu- bigen ist es verboten, ihm die Hand zu reichen, mit ihm in einer Wohnung zu leben und sogar öffentlich für ihn zu beten.

In den katholischen Ländern, insbesondere in Frankreich, hat die Vitandus-Erklärung des Abbés Turmeil einen ungeheueren Ein- druck gemacht. Der Mann mit den vierzehn Pseudonymen, wie ihn die französischen Blätter nennen, wird von Journalisten aller Lager verfolgt, die Näheres über sein ketze- risches Leben erfahren wollen. Leider brin- gen die Interviews mit dem Häretiker keiner- lei Sensationen. „Vierzig Jahre“, sagte der Abbé dem Vertreter des „Matin“, „studiere ich die Texte und arbeite. Man hat mich verurteilt. Ich bin aber ein Mensch der Wissenschaft, und die Meinung der Welt und der Öffentlichkeit interessiert mich nicht. Seit acht Jahren z. B. habe ich keine Eisen- bahn gesehen. Ich stehe für jedes Wort, das ich geschrieben habe, ein und bereue nichts. Jetzt ist für mich alles zu Ende und den Rest meines Lebens werde ich wissenschaft- lichen Arbeiten widmen.“ Gefragt, warum er nicht längst freiwillig aus der Kirche aus- getreten sei, erklärte der Abbé: „Ich wollte keinen Skandal. Meine Schriften sind nicht für die breite Öffentlichkeit, sondern für wenige Kenner geschrieben, und ich halte mich auch weiterhin für einen Priester. Tu es sacerdos in aeternum. Ich habe einfach eine eigene Theorie Gottes, die auf meinen wissenschaftlichen Arbeiten beruht. Das ist alles.“

ESSAD RBY

Die „Literarische Gesellschaft in Frankfurt am Main“ hat, um auf Niveau und Geist der Uebersetzungsliteratur einzuwirken, einen Preis gestiftet, aus dem alljährlich eine dichtungsg- uebertragung gekrönt werden soll. Erster wurde der Preis Alfred Wolfenstein für die Uebersetzung der „Gedichte und Briefe Arthur Rimbauds“ (Internationale Bibliothek, Berlin) zuerkannt.

odestage

hend, unter Gärten und m eine zeitgemäße Orien- teues Weltbild. Das Es- Stadium: Los von Hegell er Hegelschen Philosophie Aufstiegs der Bourgeoisie

Ruge war ein glänzender Journalist, ein Publizist großen Stils. Er vereinigte gründ- liche Bildung und tiefen sachlichen Ernst mit beschwingtem Stil und edlem Pathos. Seine Fähigkeit, komplizierte Erkenntnisse auf ein- fache Formeln zu bringen und plakatisch zu popularisieren, steht fast einzig da. Natur- lich geriet er rasch in eine Reihe heftigster

u. a. die bedeutsamen Aufsätze von Marx: „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ und „Die Judenfrage“ und zwei Bei- träge von Engels: „Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie“ und „Die Lage Eng- lands“. Der Verlag Rudolf Liebing in Leipzig hat vor einigen Jahren in dankenswerter Weise einen Facsimiledruck der beiden Hefen

du lit. WRL 611330 Nr. 1 S. 7

02.07.005

Wissenschaftliche Zentren
Zentrum Moderner Orient
Bibliothek

Altherhand Altes und Neues Noch ein Weg zum Ruhm

Die simple Wahrheit, daß jedes Können mühselig errungen werden muß, hat schon lange im Gebiet der schönen Literatur Geltung.

Die andere Theorie, daß jedes Können mechanisch beigebracht und durch bestandene Prüfung erwiesen werden kann, scheint erst jetzt sich das rückständige Gebiet der Poesie zu erobern.

Diesmal ist es Deutschland, das sich rühmen kann, als erstes Land in der Welt die Inspiration durch den nüchternen, brieflichen Fernunterricht ersetzt zu haben. Die erfreuliche Nachricht, daß nunmehr jeder sein eigener Dichter werden kann, kommt aus München. Dort wurde in diesen Tagen eine Lehranstalt eröffnet, die laut ihren Prospekten jeden Deutschen für 150 Mark zu einem vollendeten Dichter ausbilden kann.

Dem vielgerühmten Tempo unserer Zeit Rechnung tragend, begnügt sich der Leiter der Münchener Schule mit einer sechsmonatigen Unterrichtszeit.

Kaum sind die sechs Monate um, schon kann der eifrige Schüler „durch Romane, Novellen und Aufsätze sein Einkommen vervielfachen“.

Eine Zeitung zahlt Ihnen für eine Novelle 200 Mark, der Unterricht kostet aber nur 150 Mark, versichert der optimistische Münchener Poesieprofessor, dem man ohne Zweifel eine ganz enorme Schülerzahl prophezeien kann; denn wer will nicht sein Einkommen durch eine angenehme Nebenbeschäftigung vervielfachen und gleichzeitig als diplomierter Dichter auf sämtliche nicht diplomierten Schreiber Deutschlands von oben herab blicken dürfen?

Die Münchener Anstalt sorgt auch für die richtige Spezialisierung ihrer Klienten. Nicht nur Roman- und Novellenschreiber werden dort ausgebildet, auch wie man Gedichte, Mahnbriefe, Handelskorrespondenz, Übersetzungen, Leitartikel schreiben muß, wird in München für 150 M. beigebracht.

Nur in Einem versagt diese Musteranstalt: sie kann ihre Schüler nicht berühmt machen, was aber mindestens ebenso wichtig ist, wie die Vervielfachung des Einkommens. Doch braucht hier der Schüler nicht zu verzweifeln, auch dafür ist gesorgt.

Der Ruhm besteht bekanntlich in den mehr oder minder lobenden Besprechungen, die in Zeitungen abgedruckt, vom Zeitungsausschnittsbüro ausgeschnitten

und dem Dichter zugesandt werden. Der Dichter trägt dann die Besprechungen in der Tasche und zeigt die Ausschnitte jedem Bekannten, den er erwischen kann.

Nun wird aber nicht jeder Autor auch besprochen, und den Schülern der Münchener Anstalt wird es sicher nicht vergönnt sein, wenn sie sich nicht rechtzeitig an einen anderen Unternehmer wenden, der für ein geringes Entgelt Zeitungsausschnitte mit beliebigem Text herstellt. Die Ausschnitte sehen so aus, als wenn sie tatsächlich aus einer Zeitung ausgeschnitten wären, und gewiß wird es Niemandem einfallen nachzuprüfen, ob der betreffende Text tatsächlich in der Nummer 2819 des „Kottbusser Anzeigers“ abgedruckt war. In anmutiger Weise schreibt der Unternehmer: „Sie können mit diesen Ausschnitten Ihre Feinde ärgern und den Freunden und Freundinnen Freude bereiten“, was selbstverständlich die Quintessenz des Ruhmes ist. Der Werdegang eines zukünftigen Dichters sieht nach all dem wie folgt aus: Man zahlt 150 M. an die Münchener Schule, in sechs Monaten wird man Dichter, dann schreibt man Novellen und kassiert 200 M. pro Stück, dann bestellt man Ausschnitte in denen schwarz auf weiß gedruckt steht, man sei ein Genie, ärgert damit die neidischen Feinde und sonnt sich in den Strahlen seines eigenen Ruhmes. Dann stirbt man, nachdem man einige Ausschnitte mit entsprechendem Nekrologtext bestellt hat.

Die Adressen des Münchener Unternehmers und der Fabrik für Zeitungsausschnitte sind der Redaktion bekannt. Wer von den Lesern dieser Zeilen Lust hat, berühmter Dichter zu werden, wende sich an uns. Die Adressen stehen ihm gratis zur Verfügung.

ESSAD-BEY

Der „Schmierer“ Tschchow

In Moskau erschien vor kurzem ein Sammelband von Jugendschriften Tschchows, dessen Inhalt infolge seiner absoluten Platitude und Nebensächlichkeit an der Authentizität der zum großen Teil erstmalig veröffentlichten „Werke“ zweifeln läßt. Doch die allerflüchtigste Nachprüfung ergibt, daß die Autorschaft Tschchows unbestreitbar ist, und führt auf die unruhlichen Anfänge des späteren großen Schriftstellers und Moralisten zurück.

Auf der Suche nach einer Verdienstquelle, die es ihm möglich machen sollte,

seine Familie finanziell zu unterstützen, war der junge Medizinstudent literarische Ambitionen hege. Die Idee verfiel ihm, seine unglücklichen Wortspielereien, die auf der Zunge lagen, zu G. Er bot einigen humoristischen Mitarbeitern an, Nachahmungen zu versuchen, gedruckt gelang es ihm, bei den Redakteuren für seine zahlreichen hervorzurufen.

Über den russischen Zensur-Epoche hing drohend das Schwert der Zensur; kein politisches Wort konnte fallen, ohne daß die Behörden der geistigen Ordnung Strafbefehle erließen. Sogar der humoristische Publizist Minimum beschränkt. Menschenalter hindurch von Schwiagern, die alle Härte trug. Sie nannten ihn Tschchow, durch über sie den haarscharfen Unsinn erfand.

Hin und wieder fiel je ein Artikel, die mit „Antoni“ gezeichnet waren, ein gutes Wort von wirklichem Genie. Oder es fand sich eine Szene aus dem Kleinpsychologischen guterfundenen einem Popen und eine solche Perle blitzte hervor, worin ins Auge, der war, in seiner Jugend ein jüdischer gewesen zu sein.

Der Veteran des Federbandes blutigen Studenten Glückes außer sich gelaufen. Lobesbrief. Ich selbst den Augenblick geschenkt das unerwartete. Seit fünf Jahren Vagabunde die Presse teilte ich die Aufmerksamkeit über meine literarische Losigkeit. Ich schrieb in Moskau, wie Reporter einen Band pflegen, absolut meckelnde Bilder, die mir wirklich ich sorgsam versteckt. In grell in allgemeines Schwere gefallen war; ermutigte die volverjournalisten, mit 24 Band „Bunte Geschichten“. Von einem Tag zum anderen rühmt. In Petersburg riß Exemplare aus den Händen oppositionellen Literaten. Neugierig als einen der ihre sich für keine Partei erklä-

Das Jahr 1929 in der Weltgeschichte

(Basis der Umfrage)

Friedrich Muckermann S. J.:

„Vielleicht sind es stille Ereignisse, die die wichtigsten des Jahres 1929 waren. Damit eröffnet sich schon die ganze Problematik des Wortes „Ereignis“. Die Tatsache, daß etwa im 14. Jahrhundert die Sonne auf- und unterging nach ihrem kosmischen Gesetz, ist bedeutender für die Menschheit gewesen, als der „schwarze Tod“. Sie wird aber nicht registriert, weil sie im Stillen sich vollzieht und nicht eine so handgreifliche Überraschung und Veränderung ist wie eine Seuche. Nur selten fallen in der Geschichte Sensationen und Ereignisse zusammen. Im Jahre 1929 hat es einen solchen Fall gegeben.“

Vorerst noch etwas über Ereignisse, die keine Sensationen waren. Vielleicht

sie waren mehr als das. Wieso denn? Nun, ihr hattet das Mittelalter begraben, und es kommt dennoch wieder. Natürlich nicht mit seinen zeitbedingten Werten. Aber das ewige Mittelalter, das kehrt zurück. Das, was sich in Dantes Göttliche Komödie geflüchtet hatte und was nur als Dichtung Realität birgt, das baut sich wieder ein auf fester Erde. Nehme man die Lateranverträge im Kranz der Konkordate oder Staatsverträge, die mit ihnen ein einziges System bilden. Betrachte man sie in Italien sowohl als auch in Preußen, Polen, Jugoslawien, Rumänien, Litauen, im fertigen oder im werdenden Zustand, mit den Fehlern, die ihnen am Ende anhaften, aber doch vor allem in der tieferen Tendenz, die in ihnen liegt. Es treten die beiden Kontrahenten auf, Kirche und Staat. Insofern eine Periode des Staatskirchentums vorübergegangen ist, bedeutet diese Verneinung des Staates vor der Kirche schon

wir im Jahre 1929 zum erstenmal die mächtigen Strukturen der menschlichen Gesellschaft und muß. Auch das ist ein moderner Sachlichkeit zu mit Tatkraft und männlichen Trümmern dessen, was Liberalismus vergeblich zu bemüht hat, erhebt sich der Bau von soziologischen Säulen, die älter sind als das stehende Autonomie, das sich imstande ist, die Form zu der die Menschheit existiert.

Der Weg zur Überwindung ist 1929 durch das W. Lateranverträge weithin bezeugt. Große Staaten haben den. Die Augustinische V. civitas Dei flamm wieder sich schon, daraufhin am ein Te Deum zu singen. Al. ist 1929 etwas Weltgesch.

Der Rundfunk im neuen Jahr

zu auch das Verdienst dieser Kritiker, bedeutet. Der Verriss gleichgültiger oder schlechter Filme ist nicht die Aufgabe eines kritischen Publikums. Vielmehr kommt es darauf an, ein indifferentes und indolentes Publikum für die Höchstleistungen der Filmkunst erst zu gewinnen. Die guten Filme sind ja noch immer so selten, weil die Produzenten — leider nicht immer zu Unrecht — sich darauf berufen, daß solche Kunstfilme sich nicht bezahlt machen und daß sie außerhalb eines verschwindend kleinen Kreises kein Interesse finden. Hier liegt die Aufgabe der Radiofilmkritiker. Im Radio braucht Gott sei Dank keine Rücksicht auf Großinserenten genommen zu werden. Was gebraucht wird, ist eine Erziehung des Publikums zum vernünftigen Anschauen von Filmen. Man möge von vornherein darauf verzichten, etwa das Ideal einer Vollständigkeit verwirklichen zu wollen. Wenn jede Woche auf einen bedeutenden Film hingewiesen werden kann, so ist das übergenug.

Aber über den Gegenstand hinaus ist die Neueinrichtung noch aus einem andern Grund bemerkenswert: Die Kritik wird sich zum ersten Male selber der Kritik aussetzen, sie wird vom Katheder herabsteigen und wie jede andere öffentliche Äußerung sich einer Beurteilung unterwerfen müssen. Das wird sehr interessant werden und vielleicht in die schon oft beklagten verrotteten Zustände der Kritik etwas Besserung bringen.

Wolf ZUCKER

Gefahren der Rundfunkkritik

In der ungeheuren Einflußmöglichkeit der Rundfunkkritik steckt aber eine Gefahr, die nur dann abgewandt werden kann, wenn der Kritiker nicht nur kritische Urteilsfähigkeit besitzt, sondern auch die besonderen Gebote, die seine Rolle ihm auferlegt, wirklich befolgt. Der Rundfunkkritiker besitzt eine Monopolstellung, sein Urteil ist unwiderlegbar und läßt weiter keine Meinungsäußerung, keine gleichberechtigte Gegenkritik zu. „Die Meinung der Kritik“, die sich doch aus zahlreichen freien Äußerungen verschiedener Kritiker zusammensetzt, wird im Rundfunk durch das unreviewbare Urteil eines Einzelnen ersetzt. Das kritische Gleichgewicht könnte bis jetzt auch bei dem vernichtendsten Urteil einer Zeitung oft durch das Lob einer andern aufrechterhalten werden. Das negative Urteil eines Kritikers wurde durch das positive eines Andern ergänzt, und erst die Resultierende aller Kritiken ergab das endgültige Urteil der öffentlichen Meinung.

Wie wird es beim Rundfunk sein? Die Meinung eines einzigen Kritikers wird für Millionen von Menschen bestimmend sein. Eine Gegenkritik ist naturgemäß ausgeschlossen. Der Künstler wird dem Mächtigsten unter den Kritikern, dem Rundfunkkritiker, machtlos ausgeliefert sein, ohne die Möglichkeit zu haben, in irgendeiner Weise Stellung zu nehmen.

So erfordert jedenfalls die Rundfunkkritik andere Methoden als die bis jetzt üblichen. Nur durch ganz besondere Vorsicht des Urteils kann die Gefahr vermieden werden, die eine Monopolstellung der Kritik immer in sich birgt.

ESSAD-BEY

Zensur aufgehoben

die Ortspolizeibehörden. Jetzt dagegen, in dem neuen Gesetz, wird der Willkür

ZEITCHRONIK DER

Aus Frankreich
EINE INTERESSANTE
LITERATURGESCHICHTE

Für den nächsten Sommer ist, wie wir bereits kurz notierten, eine ungewöhnliche „Geschichte der französischen Literatur“ gemeldet. Sie wird aus Essays großer lebender Schriftsteller über große tote Schriftsteller und Dichter bestehen. Jean Giraudoux behandelt Racine, André Gide schreibt über seinen geliebten Montaigne, Jean Schlumberger wird sich mit Corneille befassen, Mauriac mit Pascal, Henri de Régnier mit Saint-Simon, Jacques de Lacretelle — warum kennt man diesen glänzenden Schriftsteller, der unendlich über dem Goncourtpreisträger Arland steht, in Deutschland so wenig? — hat sich La Rochefoucauld's angenommen, Ramon Fernandez, der einer der bedeutendsten Erscheinungen der jungen französischen Kritik ist, interpretiert Molière usw.

125 000 FR. FÜR EINE ERSTAUSGABE
LAFONTAINES

Die französischen Bibliophilen machen dankenswerte Anstrengungen, historische Literaturdokumente ihrem Land zu erhalten. Im Hotel Drouot wurde in diesen Tagen eine Erstausgabe der Fabeln Lafontaines mit Illustrationen Oudry's (Paris 1755-1759) für die in Frankreich äußerst hohe Summe von 125 000 Fr. an einen einheimischen Käufer vergeben.

MODERNE LITERATEN

Die Geduld gehört offenbar nicht zu den Tugenden unserer Epoche. In Paris hat in diesen Tagen ein junger Autor, der eine gewisse Rolle in literarischen Kreisen spielte, die Schriftstellerei an den Nagel gehängt, weil er mit vierzig Jahren noch nicht bekannt genug geworden war.

Pierre Coutras, Redakteur der „Revue des Indépendants“, hat dem Direktor seiner Zeitschrift seinen Entschluß mit folgenden Worten bekanntgegeben: „Seit langem habe ich gesagt, wenn ich mit vierzig Jahren noch keinen großen Nutzen habe, höre ich auf, auch nur ein einziges Wort zu publizieren. Ich bin am 18. Oktober 40 Jahre alt, aber inzwischen keineswegs berühmt geworden.“

Hier Coutras kennt offenbar die Literaturgeschichte nicht, da er sein Los als tragisch empfindet. Denn wenn er seine eigenen zeitgenössischen Kollegen kennen würde, wüßte er, daß vor einigen Jahren niemand von dem schon vierzigjährigen Bernanos sprach, der heute zu den von der Kritik gefeierten Romanciers unserer Zeit gehört.

DAS DEUTSCHE BUCH IN FRANKREICH

Der große Erfolg Remarques sowie die Verleihung des literarischen Nobelpreises an Thomas Mann haben das Interesse der hiesigen intellektuellen Kreise für das zeitgenössische deutsche Schrifttum wesentlich gefördert. Es ist bei Kra eine große Ausgabe zahlreicher Werke Thomas Manns, um dessen Einführung in Frankreich sich der Mitarbeiter der „Literarischen Welt“ Félix Bertaux als Übersetzer wie als Interpret sehr verdient gemacht hat, angekündigt. Zuerst werden die „Buddenbrooks“ erscheinen. Ferner hat Stock von Zolnay die Rechte für eine französische Publikation von Franz Werfels großen neuen Roman „Barbara oder die Frömmigkeit“ erworben. Ein um so lobenswerterer Schritt, als dieses Buch kaum ein finanzieller Erfolg werden dürfte, da es wegen seines Umlangs nicht als üblicher 12-Fr.-Band, sondern für vielleicht 25 Fr. verkauft werden müssen,

wenn beim hiesigen Bedeutung ist. Die wird Valéry Marc deutscher Sprache, kann mit seinem „L

Aus

JOURNEY'S EN

Der phantastische Drama „Journeys En bändern errungen zu ziehen. O'Casey hat Frontierlebens in eine wandelt und einen nur weil er das Niemand kann, wie Krieg — sei es in Bühne — ausführen, in seinen Händen in (man) ih zwei Local Geschäfte der West: neues Stück, „Tun Griffith, angekündigt Stückes steht eine Front: Hier ist, zum jener merkwürdigsten der Fliegeroffiziere, jenes unwirkliche fort und Sterben Ge ketterie der Uniform seits, jene sportlich seits wieder vor, uns enthält eine sehr an Art halbrealistischer Meter Erde, die Das Vorabend der Schlacht und die Infanterie Stunden gegenseitig halten sich über ih Es ist kein großes unter den Dokument schlechtern eine Ahn und Versuchungen mitteln werden.

Lord Birkenhead, Abenteuerer unter Figuren Englands, und Minister für In und heute im Ve Dutzend großer in veröffentlicht bei C dem Titel The Hun eine Analogie des Birkenheads Buch re und Bacon über Dr. bis auf unsere Tage. Guodalla, J. C. Squire Chesterton, Robert L. laire Belloc, Arnold B Inge und Birkenheads verschwörer bei all Winston Churchill, head hat jeden Essay und literaturkritischer jene Mischung von fol Improvisation zeigen, literarische Oeuvre L. ristisch ist. Lord B Synthese von räphtal rer und Literaten m sprechen nicht nur e europäisches Phänom

Faber & Faber ve eine kleine billige „Criteria Miscellany“

mit Geldstrafe bis Ebenso werden E Eichtungsregeln in A

ALLERHAND NEUES UND ALTES, WAS SIE NOCH NICHT WISSEN

War Tolstoi epileptisch?

Diese Frage stellt und beantwortet der Moskauer Arzt und Tolstoisforscher A. M. Ewlachow, der Verfasser der bemerkenswerten Schrift „Die konstitutionellen Besonderheiten der Psyche Tolstois“. Allerdings ist Ewlachow nicht der erste, der sich mit den geistigen Anomalien des Dichters beschäftigt. Im Jahre 1897 hat kein geringerer als Lombroso die gleiche Frage aufgeworfen und ihr auch eine längere Abhandlung gewidmet. Während seiner Reise zum Moskauer psychiatrischen Kongreß besuchte Lombroso den Dichter „mehr als Psychiater denn als Gast“. „Indem ich“, schreibt Lombroso, „während einer Reihe von Jahren die pathologischen Grundlagen des Genies studierte, fand ich in verschiedenen Schriften Tolstois die Bestätigung meiner diesbezüglichen Theorie (z. B. erbliche Belastung, Abnormitäten, Extravaganz, Anfälle der Epilepsie, Halluzinationen, leichte Reizbarkeit usw.)“. Das Ergebnis der Untersuchungen Lombrosos war die Feststellung, daß Tolstoi ein genialer Neuropath sei. Die Arbeiten Lombrosos fanden ihre Fortsetzung in den Untersuchungen Dr. Segalins, die vor einigen Jahren in dem Moskauer klinischen Archiv erschienen sind. Der Verfasser beschreibt auf Grund des neuesten biographischen Materials die epileptischen Anfälle Tolstois, seine Halluzinationen und Ohnmachtsanfälle mit nachfolgender Amnesie. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß Tolstoi an der sogenannten Affektepilepsie litt, die stets eng mit allen seelischen Erregungen verbunden ist und sich bei Tolstoi, besonders während seiner Ehezwickigkeiten, steigerte.

Die jetzt erschienene Arbeit von Ewlachow versucht nun ein endgültiges klinisches Bild dieser Epilepsie zu geben. Die Geschichte der Krankheit beginnt bei Ewlachow bereits im Jahre 1867, als sie zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Umwelt erregte. Sie bestand in scheinbar grundlosen Wutanfällen, z. B. wenn Tolstoi „blaß, mit zitternden Lippen dastand, die Augen krampfhaft auf einen Punkt gerichtet“. „Ich bekam Angst, und er tat mir leid, nie habe ich ihn in solchem Zustand gesehen“, schreibt anlässlich des ersten Anfalles Frau Tolstoi. Diese Anfälle nahmen von Jahr zu Jahr zu und steigerten sich immer

in den Zeiten der seelischen Krisen und künstlerischen Konzentration. Im Jahre 1905 erreichte die Krankheit ihren Gipfel, und es traten Ohnmachtsanfälle, Halluzinationen und Alpdrücken ein. Tolstois Flucht aus der Familie ist nach der Meinung Dr. Ewlachows gleichfalls durch einen Anfall dieser Krankheit zu erklären. An einer langen Reihe von Beispielen versteht es der Verfasser seine ärztliche Diagnose zu belegen.

Auch die literarischen Arbeiten Tolstois tragen die Spuren seiner Krankheit. „Die dezentralisierte Denkart, die merkwürdige Anhäufung von Nebensätzen“, die für Tolstoi so charakteristisch ist, sollen auch für die Affektepilepsie bezeichnend sein.

Das endgültige Urteil des Arztes über den Dichter lautet also: Tolstoi ist ein Psychopath, dessen Leiden leider von seiner Umgebung nicht rechtzeitig erkannt wurde und auf diese Weise nicht durch entsprechende Kuren zur Heilung gebracht werden konnte.

Die Beurteilung des medizinischen Teiles der Arbeit Ewlachows müssen

wir naturgemäß den Nervenärzten überlassen. Da aber die Weltliteratur kaum etwas Hervorragenderes kennt, als das „dezentralisierte Denken und die merkwürdige Anhäufung von Nebensätzen“ bei Tolstoi, so muß doch an dieser Stelle das Bedauern ausgesprochen werden, daß die modernen Dichter so selten oder auch gar nicht an der gefährlichen Affektepilepsie leiden.

ESSAD BEY

Ein Völkerbund 1400 Jahre vor Christi Geburt

Anlässlich der gegenwärtigen Versuche, eine „europäische Völkergemeinschaft“ zu schaffen, haben die Chronisten aller Länder auf eine Unzahl ähnlicher Projekte hingewiesen, die von Denkern vergangener Zeiten ausgedacht und von den Herrschenden verachtet worden sind. Doch hat man im Allgemeinen übersehen, daß das uralte Brüderlichkeits- und Friedensideal der Menschen im Laufe der Geschichte nicht nur mehrere Male theoretisch formuliert, sondern sogar, aller-

Schluß des 1648sten Jahres

von Andreas Gryphius 1646-49

Reuch hin, betrübtes Jahr, reuch hin mit meinen Schmerzen,
reuch hin mit meiner Angst und überhäuftem Weh,
reuch so viel Leiden nach! Bedrängte Zeit, bergeh
und führe mit dir weg die Last von diesem Herzen!

Herr, bot dem unser Jahr als ein Geschwäh und Scherzen,
fällt meine Zeit nicht hin wie ein verschmelzter Schnee?
Läß doch, weil mir die Sonn' gleich in der Mittagshöh',
mich noch nicht untergehn gleich ausgebrannten Herzen!

Herr, es ist genug geschlagen,
Angst und Ach genug getragen,
gib doch nun etwas Frist, daß ich mich recht bedenke!

Gib, daß ich der Handvoll Jahre
froh werd' einst vor meiner Bahre,
mißgönne mir doch nicht dein liebliches Geschenk!

Lebensläufe von heute

Commune 1910

von



gut beibrachte (und er wußte viel, er hatte sich autodidaktisch eine so große Allgemeinbildung angeeignet, daß es mir heute in der Rückerinnerung noch wie etwas ganz Großartiges erscheint), er verkehrte nur mit gleichgesinnten Freunden und war unermüdlich bestrebt, seine noch unaufgeklärten Arbeitskollegen für die Sache zu gewinnen. Ich sog also alle mit der Arbeiterbewegung in Zusammenhang stehenden Begriffe und Ideen sozusagen mit der Muttermilch in mich ein. Es konnte gar nicht anders sein,

meiner siebzehn Jahre. Wie konnte man Ruhe und Ordnung begreifen, wo zu Hause der Hunger herrschte, wo der Vater ins Feld einrücken mußte, wo man von schrecklichem Sterben, Wunden und Schmerzen der Bekannten an der Front hörte? Da war ein Cousin verschüttet worden, da waren einem Freunde beide Beine abgeschossen und er war elend verblutet, da war ein anderer vermißt und da waren so viele, die man froh und gesund gekannt hatte, die nun elend, verkrüppelt, krank herumliefen. Man hatte doch ein Herz voll Liebe, man gehörte doch zu dieser Bewegung, weil man zu seinem kleinen Teil beitragen

du 21. Weli 6/1930 Nr. 3 S. 3

LITERARISCHEN WELT

liegt in der Logik der
F.C.

Amerika

Die Library hat kürzlich
erhielt eine der interes-
santesten zum Geschenk
Geschichte des Druckes in
kommen sind. Die Samm-
el Teilen, von denen der
andere auf Südamerika
diese Gruppe enthält die
bekanntgewordenen Doku-
Einführung des Druckes
enthält unter anderem
sichten über die Errichtung
so in Lima im Jahre 1584
zum Tode des zweiten
618.

Der Teil wird von der
Press als Beginn einer
gebracht, die von George
E. Weston revidiert und
Andreas metrisch über-
setzt ein wirkliches Bedürf-
nis-Übertragung, wie die
te Lust-Aufführung des
tuid gezeigt hat.

A Schwester in New York
paar Wochen von den
um verlegten kleinen Bu-
von Eddie Cantor, einem
beliebtesten Schauspieler
auch vielfach als schrift-
l. betätigt. Das kleine
rock-Krach verurteilt, wurde
e geschrieben, redigiert,
gebunden und aus-
erfolg, daß am Tage des
en auf 36 000 Exemplare
es waren und innerhalb
rscheinem 44 000 Exem-
den waren. Bei der un-
des Verfassers und des
it nur vom Buchhandel,
ierläden, Banken, Restau-
thändlern, Kinos, Sana-
gen, Schneidern, Waren-
deren in Mengen bestellt.
W. A. R.

London

son sind einige vorzüg-
n. An erster Stelle steht
„Candelas“ Roman, der
die Abenteuer dieses
manns und seiner Bande
inands VII. zeichnet.

Kurpreis für 1930 wurde
„Angel Cruz Rada
inder bestimmte präsi-
Die kastilischen Helden-

Von Gomez de la Serna gelangte ein Bühnen-
werk „Die halben Wench“ zur Aufführung. In-
haltlich ist das Stück belanglos, das Originelle
daran ist, daß das Behlen gewisser Eigen-
schaften, also die „Halbheit“ der Hauptperso-
nen sinnfällig dadurch ausgedrückt wird, daß
eine Körperhälfte vom Scheitel bis zur Sohle
schwarz ist und somit „fehlt“.

„El Sol“ hat eine Rundfrage an die spani-
sche Jugend über ihre Ansichten bezüglich
Leben, Liebe, Politik usw. ergeben lassen. Die
Antworten zeugen fast alle von höchster Vor-
urteilslosigkeit. — Demgegenüber hat der Pfarrer
von Caldas de Reyes, Don Manuel Pardeiro,
einem jungen Manne auf offener Straße „Die
drei Musketeiere“ von Dumas aus der Hand ge-
rißen und das Buch vor dem Rathaus ver-
brannt.
M. J. KAHN

Aus Rumänien

Die rumänische Literatur erlebt jetzt einen
merklichen Aufschwung und nimmt unter den
jüngeren Literaturen einen immer bedeuten-
deren Platz ein. Auch die Zahl der Über-
setzungen rumänischer Werke in fremde
Sprachen, insbesondere ins Französische, teil-
weise aber auch ins Deutsche, steigt von
Woche zu Woche.

In den letzten Tagen hat hier die neueste Pa-
riser Mode sogar bis auf die Lancierung der
Neuerscheinungen übergegriffen. So hat sich der
berühmte Romanschriftsteller Cezar Petrescu
entschlossen, seinen neuen Roman „Calea Victo-
riei“ zu bestimmten Tagesstunden in den Ver-
lagssälen eigenhändig zu signieren. In weni-
gen Tagen bewirkte diese Neuerung einen
Verkauf von 4000 Exemplaren, eine für rumä-
nische Verhältnisse ungeheure Zahl.

Erwähnt sei hier das jüngste Werk des Prof.
Sdn-Giorgiu, eines bekannten und geschätzten
Dramaturgen und Literaturhistorikers, über „Goe-
thes Einfluß auf Eminescu“, in welchem er
die Einwirkung des Faust auf die Werke des
klassischen rumänischen Dichter-Philosophen
behandelt und dabei neuerdings den großen
deutschen Klassiker dem rumänischen Leser
nahbringt.

Es ist in diesem Zusammenhang noch inter-
essant zu erwähnen, daß auch die Über-
setzungsliteratur in der letzten Zeit recht gut
floriert, so erlebt „Im Westen nichts Neues“
bereits eine zweite Auflage in rumänischer
Sprache. Übersetzungen von Werken Upton Sin-
clairs sind zur Zeit im Druck, von den ge-
wohnten Übersetzungen aus der französischen
Literatur nicht zu sprechen.

Der Reichtum der Neuerscheinungen ist im
Allgemeinen, trotz der wirtschaftlichen Krise,
bemerkenswert. Bukarest hat jetzt auch, neben
vielen kleineren und größeren literarischen Re-
vuen, seine repräsentative literarische Wochen-
schrift „Adenerul Literar“. Die der Literatur
und Kritik gewidmete Tageszeitung „Rampa“
veröffentlicht eine Biographie Moissis von
Dumbrăveanu, der dem großen Zauberer des
gesprochenen Wortes in einer „romantischen
Lebensschöpfung“ gerecht zu werden versucht.
A. MIBASHAN

Aus Italien

EIN NEUER SPLEEN D'ANNUNZIOS

Der Dichterfürst von Montenevoso scheint
ernstlich um eine Versöhnung mit dem heil-
igen Stuhl besorgt zu sein. Sein neuer Spleen
ist die Erbauung einer katholischen Kirche,
für die er jetzt eifrig Gelder sammelt.

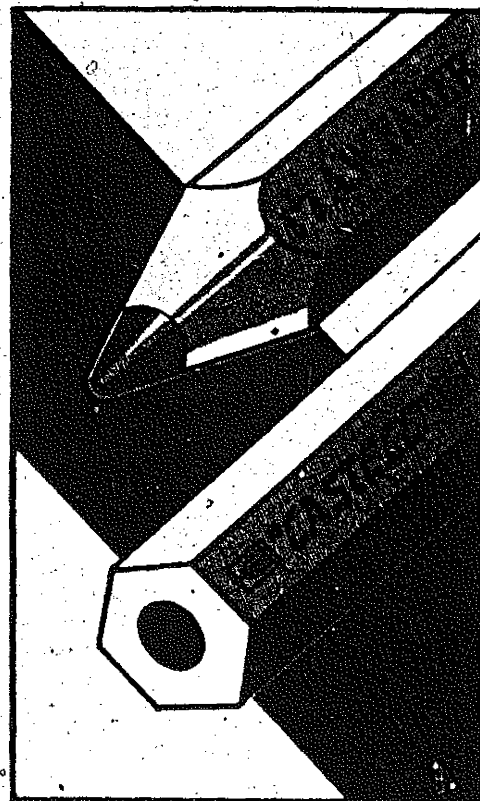
Seine Besuche empfängt jetzt d'Annunzio auf
seinem Gute am Garda-See in dem Gewand
eines franziskanischen Mönches. Jeder Be-
sucher muß, ehe er das Haus betritt, eine
kleine Münze zum Kirchenbau in die Sammel-
büchse werfen. Auch die Dienerschaft des
Dichters trägt Mönchskleidung, die Köchin
heißt Schwester Philomena und das Stuben-
mädchen Schwester Immacolata. Im Speise-
zimmer d'Annunzios steht ein großer Sarg, in
dem der Dichter beerdigt werden will. Der
Vatikan verhält sich bis jetzt diesen frommen
Bestrebungen gegenüber zurückhaltend.

ZWEI JOURNALISTEN WERDEN HEILIG
GESPROCHEN

Zum erstenmal in der Geschichte der Presse
sollen Journalisten von der katholischen Kirche
kanonisiert werden. Es handelt sich um die
Franzosen Camille Ferron und Philibert Vrau,
die am Ende des vorigen Jahrhunderts in
Lille eine katholische Zeitung herausgaben. Die
Zeitung ging schlecht, und die frommen Re-
dakteure gründeten eine Textilfabrik, um mit
dem Gewinn die Zeitung aufrechtzuerhalten.
Die fromme Tätigkeit der Beiden wird noch
heute in Lille hoch verehrt, und auf die Bitte
der Bevölkerung beschloß der Vatikan, die
Journalisten zu kanonisieren.

ESSAD-BEY

Bücherkauf jeder Art
sowie ganzer Bibliotheken. Verlangen Sie
meinen Katalog. Katz, Kleiststr. 29, Berlin 100



ig Dozenten finden,
werden, neue Formen
so produktiv zu er-

so, daß zur Er-
fällig gewordenen
deren soziale Be-
nicht ernsthaft zu
eine neue Akademie

Keinern und Förderern der Kunst, die seit
einer Generation für das schöpferische Werk —
eine Sache, die dem für Technik, Sport und
Sachlichkeit schwärmenden Zeitgenossen ein
wenig verdächtig und antiquiert erscheint —
mit initiativem Elan und Enthusiasmus sich ein-
setzen. Seine Verbundenheit mit der impressio-
nistischen Epoche, seine Verehrung für ihre Mei-
ster hat ihn nicht daran gehindert, die großen

LETZTES, WAS SIE NOCH NICHT WISSEN

als, d'e des dem Kopf nieder-
a wurde, beendigt, die dem
übergeben wurde. Alert mit
lichen Manuskript war weit.
daß Corbigny etwas davon
Madame des Korrekturen be-
lassen können. Die eine ging an
das andere, da an die We-
rsten, so sie heute noch ist,
e nach Coppet und eine dritte,
asserungen und Zusätzen, auf
B von Broglie.

aber jemanden in Paris, der mit
a Madame angewendeten Ver-
hr unzufrieden war, Graf Jo-
de Portalis, der große Zen-
Staatsverlags — unzufrieden,
sehr aus Liebe zu Frau von
aus gekränkter Eitelkeit ihn
igo vor der Konfiszierung um-
t müssen; er ist der einzige, der
Anordnungen zu treffen hat.
Awerde ging an den Minister
n, Graf de Montaville. Doch
f diesem Wege mußte Portalis
daß es doch eine höhere In-
ihnt selber gab; den Kaiser
hätte sich wenig um sein eig-
t vom 5. Februar 1810 geküm-
Portalis allein die Entschel-

Dingen der schönen Literatur
n hatte. Rücksichtslos war die
geschaffene Verfassung von ihm
ertreten worden; der Herzog
o hatte im Auftrag des Landes-
handelt. Ja, der despotische
großen Revolution ging noch
in Schreiben traf bei Portalis
Exemplare des Buches über
nd, auch die der Zensur, soll-
a. Boten zur Vernichtung aus-
werden. Bonaparte wollte, daß
Zeile von diesem Werke übrig-
"wußte ja nicht, daß das echte
pt gerichtet war. Er hatte das
ber Ailla (Napoleon) bei der
de Poix und zwei andere Ab-
in denen er gerächtigt wurde.
Portalis weigerte sich, dem Be-
zukommen. Am Tage, an dem
dagnahmten Bogen und die ge-
Handschrift eingestampft wur-
tell er die Autorisation, sein
"für die Archive" aufzuheben.

ie Abenteuer der Staatschen ar-
en noch nicht am Ende. Wie
"pièces justificatives" aus den
der Behörde in die Privat-
des Grafen Portalis?
aiserreich stand auf schwäche-
n, als es nach außen, scheinen.
Der Stolz mit dem gefangenen
achte dem Kaiser Sorgen. Die
haft stand unentschieden, und
t zwischen den beiden Gewalten.
d'Astros von Notre-Dame ver-
zt des öffentlichen Verbotes mit
gen Vater. Eines Tages erhielt
iesem den Befehl, alle Tätigkeit
mpire zu verweigern. In seiner
eit holte er die Meinung seines
des Grafen Portalis, ein. Der
zum Gehorsam dem Kaiser gegen-

über, denunzierte ihn aber — zu seiner
Ehre — nicht. Die Polizei erfuhr von
dem päpstlichen Schreiben. Drei Tage
später war d'Astros verhaftet. In einem
eigenen einberufenen Ministerrat nahm Na-
poleon den Grafen Portalis vor. Nach
einem harten Requisitoire wurde dieser
aller Ämten entkleidet und auf vierzig
Meilen von Paris verbannt.

Erschüttert kehrte Portalis in sein
Büro zurück, um sich fertig zu machen.
Auf dem Tisch lagen wie durch Zufall
die drei Bände von "L'Allemagne", die
"pièces justificatives". Er steckte sie als
eifriger Bibliophile und weniger eifriger
Beamter zwischen seine Sachen, verbarg
sie in Auxerre, Lyon und später auf sei-
nem Grundstück Pradoux, wo er sie
binden und mit seinen Initialen versehen
ließ. Nach seinem Tode begann die Irr-
fahrt von neuem. Schließlich wurde Al-
phonse Daudet Besitzer der nun schon
kostbaren Stücke und — verkaufte sie
von neuem. Eines Tages fand man sie
bei einem Winkelanläger, der sie mit
großem Profit an die "Bibliothèque Na-
tionale" weitergab. Hier ruhen sie heute
und wahrscheinlich für immer.

Jean R. KUCKENBURG

Gemeinheiten werden verkauft

Vor 40 Jahren konnte man in den
dunkelsten Gassen Moskaus, in den
schmutzigsten Höfen der Hinterhäuser,
in den verrufensten Kneipen der Vor-
stadt einen zertumpleten russischen Land-
streicher treffen, der Ziehharmonika
spielte und regelmäßig große Scharen
von Menschen um sich versammelte. Die
Ziehharmonika war nicht das Einzige,
was die Leute zu dem Landstreicher
hinzog. Dieser zertumpte, ewig betrun-
kene Mann in der Kleidung eines Strä-
flings führte in den Moskauer Kneipen
einen regelrechten Handel. Er verkaufte

Gemeinheiten über die prominentesten
Dichter Rußlands, und seine Kunden wa-
ren nicht immer das übliche Publikum
der Vorstadtkneipe, sondern oft genug
Mitarbeiter der berühmtesten Skandal-
blätter Rußlands, die sich die Erzählun-
gen des Alten eifrig notierten. Die „Ge-
meinheiten“, die der Landstreicher ver-
kaufte, hatten einen festen Preis: Eine
Gemeinheit über Dostojewski oder Ba-
kunin kostete 25 Kopeken, eine über
Turgeniew, Nekrasoff oder Tolstoi nur
15 Kopeken. Puschkin und Lermontoff
verachtete der Lump aber dermaßen, daß
er Gemeinheiten über sie für nur 5 Ko-
peken verkaufte. Die Gemeinheiten, die
der Mann erzählte, waren tatsächlich
richtige Verleumdungen. Von Nekrasoff
erzählte er z. B., daß dieser ihm 10.000
Rubel gestohlen habe, Turgeniew soll ihn
auf verräterische Weise um sein Land-
gut gebracht haben usw. Für die Meisten
seiner Hörer war der Alte wohl nur ein
harmloser Irrer, und nur wenige Mit-
arbeiter der Skandalblätter wußten, daß
er tatsächlich vor vielen Jahren Freund
fast aller von ihm genannten Dichter

gewesen war, und daß er auch selbst,
wenn auch nur, einige Monate lang, zu
den größten Dichtern Rußlands gezählt
hatte.

Der Name des Verkäufers von „Ge-
meinheiten“ war Nikolaus Uspenski, dem
jetzt der russische Kritiker Tschukow-
sky eine eingehende Studie widmete. Mit
20 Jahren schrieb Uspenski seine ersten
Bauernskizzen, und über Nacht wurde
er von der gesamten fortschrittlichen
Kritik zum größten Dichter Rußlands er-
klärt. Der Ruhm währte aber nicht lange.
In zwei Jahren wurde er von der Kritik
totgesprochen, und damit begann sein
Niedergang, der ihn zuletzt zu dem merk-
würdigen Herrchen eines Verkäufers von „Ge-
meinheiten“ führte. Vergeblich bemüht
sich Nekrasoff, Turgeniew und Tolstoi,
dem Dichter wieder auf die Beine zu-
helfen. Jeder Versuch hatte nur irgend-
eine neue Gemeinheit Uspenskis zur Folge,
der inzwischen vom begabten Dichter
zum Landstreicher und Menschenhasser
herabgesunken war. Zum Schluß wanderte
der Dichter mit seinen „Gemeinheiten“
und einem ausgestopften Krokodil, das
er auf den Jahrmärkten zeigte, durch
Rußland und wurde kurz vor seinem Tode
Mitarbeiter des ältesten Moskauer Skan-
dalblattes „Zerstreuungen“. Im Jahre 1889
erschieden in diesen „Zerstreuungen“ seine
im Delirium geschriebenen Erinnerungen,
in denen er all seine Gemeinheiten über
die russischen Literaten gesammelt hatte.
So offenkundig erfunden seine Beschwin-
dungen auch waren, die spukten jahr-
zehntelang in den Gehirnen der russi-
schen Revolverjournalisten, und ihnen
verdankte z. B. Nekrasoff den Ruhm
eines üblen Geschäftsmannes. Erst die
neuen Arbeiten des Moskauer Literatur-
historikers Tschukowski zeigen ihn als Ur-
heber aller dieser grotesken Beschuldigungen,
die seinerzeit gegen Tolstoi, Dostojewski,
Turgeniew u. a. erhoben wurden.

ESSAY BY

Der Wert der Kritik

EINE ZUSAMMENSTELLUNG

Seit kurzem ist Henry de Montherlant
ins Deutsche übersetzt. Montherlant ist
heute in Frankreich ziemlich einstim-
mig anerkannt. Wie die Kritik vor ein paar
Jahren über seinen Roman „Der Traum“
(Le Rêve) geurteilt hat, zeigt die fol-
gende Zusammenstellung, zugleich ein
gutes Beispiel für die objektiven
Grundlagen der Ästhetik. — Dasselbe
Experiment läßt sich natürlich bei fast
jedem deutschen Buch machen.

Henry de Montherlant
hat seinen Helden mit
der bewundernswerten
Kenntnis der griechi-
schen und römischen
Antike bedacht, die er
selbst hat und die uns
bei der Lektüre so ent-
rückt. Athan genügt
der platonischen Sym-
bole und der eschy-
lischen Fabeln ohne
jede literarische Ge-
staltlichkeit, er ist ihm

Henry de Montherlant
erinnert sich stark
an einen jugendlichen
Gymnasialabitu-
rierten, vollgepfropft mit
papierener u. schlecht
verdauter Gelehrsam-
keit, der jeden mit einer
Masse von Zitaten über-
schüttet, die man eben-
falls verrotten, daß sie
ihm selbst erst vor kur-
zem eingebläut worden
sind. Möge aus Gott

Flündern beieinander, Herr Wirt, wir
tun nicht lügen. Oh weh, da kommen
die andern!

2.

2 PAAR (bei jeder Gruppe ein ent-
sprechendes Stehbild, Foto der be-
schriebenen Wohnung): Unsere Woh-
nung ist nicht sonderlich schön, wir
wohnen in einer abgeschrägten Man-

besonders guter Mensch bin. Ich habe
das Haus in der Inflation für einen
Pappenstiel gekauft und nun habe
ich es und bin ein großer Mann und
habe über viele Menschen etwas zu
sagen. Denn ich darf wählen, wenn
etwas leer ist, wen ich aufnehmen
will. Und wenn sich einer übel in
meinem Haus benimmt, so kann ich

lfred Böblin

es ein Stück erfüllt sein. Dabei
fürlich kein Partei-Pamphlet.
ird in Berlin den Mut haben,
nehmen? Es würde einer der
besten Theaterversuche werden.
er müßte darauf verzichten.

Die Lit. Welt

6/1930 Nr. 8 S. 3

ONIK DER WOCHE

und

Künstler, ein Epiker von geradezu magischer Sprachkraft, der mit besten Mitteln der Antithese und Melodie ganz meisterhaft arbeitet und ist der eigenartige Bau des eine breite architektonik. Diese derkehrenden Schilderungen ein ben Ereignisses, die einzigartigen, die dadurch erzielt werden, der native Aufbau einiger Teile machen zu einem literarischen Kleinod dem Wert.

BUL BORIS SAWINKOW/ DER AN EINES TERRORISTEN

Paul Zsolnay, Wien

ul war bis jetzt nur durch ngene Romane und Schilderungen eiten des Bürgerkrieges bekannt.

Buch ist ein dokumentarischer der jüngsten russischen Ver- deren Hauptpersonen zum Teil en sind, zum Teil erst von wenigen ben. Der Roman hat zum Vor- eben und den Kampf der russi- ristischen Kampforganisation der tionären Partei, deren Haupt- berühmte Terrorist Sawinkow omöglich noch berühmtere Lock- sind. Das Leben der russischen das eigenartige revolutionäre hier an Hand von historischen geshildert.

Terroristenmilieu ist eigenartig. e Rantieren mit Bomben, morden und Großfürsten und schreiben a Zeit gute Gedichte und Romane, über die moderne Literatur und asammen mit ihren Parteiführern größten Lockspitzels der Welt- der mit derselben Gleichgültig- inen Minister morden läßt, bald Terroristen verrät. Das unwahr- Terroristendasein würde wie Him- mantik anmuten, wenn nicht zu- liche Großfürsten von Bomben d wirkliche Terroristen zum Gal- pt würden.

n Boris Sawinkows, des großen l Terroristen, ist aber der Kern- Problems: ob überhaupt ein r als aktiver Politiker im Sinne autoren kann. Das Leben und das Werk Sawinkows be- ese Frage negativ. Zwar mordet e Minister, schreibt Romane und r neue Truppen in den Kampf- enze, die den Terror vom Morde aber für ihn innerlich verlieren in gemeiner Mörder, hört, aber on zu sein.

an endet mit dem Stürze des t Sawinkow. Leider wird das kst des Terroristen nicht ge- r bestieg bekanntlich nochmals er revolutionären Laufbahn, war ki Minister, weißgardisti- und beging zuletzt Selbstmord. ehte seines Lebens mußte heute i jungen Intellektuellen zur War- gt werden.

MIJCHAIL SCHOLOCHOW DER STILLE DON

Verlag für Literatur und Politik, Berlin

Der Verlag für Literatur und Politik bringt jetzt den zweiten Band des großen dreibän- digen Kosakenepos von Scholochow, der den Untertitel „Krieg und Revolution“ hat. In Rußland hatte das Erscheinen dieses zweiten Bandes beinahe einen literarischen Skandal zur Folge, dessen eigenartige Beweggründe hier nicht wiedergegeben werden können. Der zweite Band wurde im Gegensatz zum ersten sehr ungünstig beurteilt, worauf gegen Scholochow beinahe kriminelle Vorwürfe ge- hoben wurden, die sich später natürlich als haltlos erwiesen. Demgegenüber muß bei dem Erscheinen der deutschen Uebersetzung fest-

gestellt werden, daß das Urteil, das wir an- läßlich des ersten Bandes ausgesprochen, he- rechtigt war. Der Roman ist ein sehr gelun- gener Versuch eines Kosakenepos und wird als solcher in die Geschichte der russischen Literatur eingehen.

Die gezwungen marxistische Schilde- rung des Krieges und der Revolution beein- trächtigt allerdings die künstlerischen Mög- lichkeiten Scholochows, die sich im ersten Bande, durch keinerlei theoretische Voraus- setzungen gehenmt, besser entfalten könnten. Der Krieg und die Revolution, die brutale Zeit des Bürgerkrieges, die überischen Greuel jener finstern Jahre, während derer die Ko- saken wahllos für die Weißgardisten, für die Kosakenrepubliken und für die Sowjets kämpf- ten, sind in dem Buche meisterhaft geschildert.

Man muß allerdings das endgültige Urteil bis zum Erscheinen des dritten abschließenden Bandes verschieben.

ESSAD BEY

Gottfried Benn: fasst der Perspektiven

Gustav Kiepenbruer, Berlin

Gottfried Benn unternimmt den Versuch einer Rechenschaft. Er unterbaut seine dichterische Position, er unterbaut sie mit den Resultaten seines Antipoden, des Wissenschaft- lers. Was bisher als Erscheinung und Zwang uns überwältigte, das erhält hier bisweilen den Anschein des nur Erworbenen. Ein Kern sucht sich Schalen, und war doch als Kern stark und vollständig genug. Es ist noch wissenschaftlicher Geist in Benn lebendig, auch er neigt zum System, sei es auch nur, daß er es in Parallelen aufzeigt. Aber der Künst- ler überzeugt im letzten immer nur durch seine Gestaltungen, nicht durch seine Aus- sagen! nur in seinen Gestalten ist er im Recht. Diskutierend scheint sich Benn in einer fal- schen Ebene zu bewegen, so gut er sich auch immer bewegt. Er legt Wert auf Kleider für das Außen, und doch geht sein Kampf nach Innen. Niemandem aber als einem Dichter kann das hier aufgezeigte Weltbild dienen. Man tut Gottfried Benn Unrecht, wenn man ihn mit einem kleinen Propheten verwechselt: er ist ein großer Dichter.

Wem nicht das Mittel der Versöhnung alles Widerstrebenden im Gedichte gegeben ist, der müßte mit den Bildern dieser Welt zugrunde gehen. Es ist anfallig, daß selbst Daqué, von dem Benn in vielem abhängt, ohne eine systematische Interpretation nicht auskam, daß er einen Sinn der Entwicklung unterschob, weil er ein Mensch ist, ein hoffender Mensch, kein Dichter. Träge aber allein der Dichter das Wissen um die Vorzeichen des Werdens in sich, wäre er wirklich der einzige, der durch die Krusten der Zivilisation in die Stämme des Lebens einbrach, welchen Wert hätten seine Aussagen und Gestaltungen für den Außen- stehenden? Doch ist nicht überall die Angst noch wach, ein furchtbares Unwissen selbst in der Zivilisation, selbst in dem nüchternsten kommunistischen Systematiker, der ein Netz über die Erde wirft, wie um sie tiefer zu fangen? Gewiß, nur der Dichter vermag es, das Grauen zu bannen und die Gegensätze zu versöhnen.

Weil der Dichter, aber nur er, reichere Tröstung weiß, darf er sagen: „So bist du und wirst nie anders sein, so lebst du, so hast du gelebt, und so wirst du immer leben.“ Zu Ende mit jeglichem Fortschrittsglauben.

vor der Geschichte versagen alle mensch- lichen Maßstäbe. Wir überblicken wenig, wir durchschauen nichts. Alle ihre Gründe

Neuerscheinung Der Geist des Films

Von Bela Balazs

Preis 8,- RM, Ganzl. 9.80 RM

Im Spiegel der ersten Presseurteile

Vossische Zeitung: Das, was Balazs sagt, ist nicht nur für den Fachmann wichtig, sondern auch für den Laien interessant, weil die Art, in der er selbst die abstraktesten Dinge von dem Leser entwickelt, stets leicht faßlich bleibt. Die Gabe, so zu schreiben, haben wenige, denn die Gefahr liegt nahe, statt leicht verständ- lich, flach zu werden. Balazs wird es nie.
Dresdner Nachrichten: Wer über den Film von heute mitreden will, sollte das Buch unbeding- ting lesen. Es ist der Niederschlag eines un- gemein klugen Kopfes und eines künstlerisch empfindenden Menschen. Prof. Felix Reichardt.
Querschmitt: Das vortreffliche Buch von Balazs enthält alles, was man über den Film wissen muß, aber auch das, was man über den Film wissen möchte. Es ist nicht nur ein vortreffliches, sondern das beste Buch über diese populäre, also überaus wichtige Kunst.

Filmkunst — die Zeitschrift der Film- schaffenden Künstler. Probeheft kostenlos.

Verlag Wilhelm Knapp / Halle (Saale)



Handwörterbuch des deutschen Märchens

Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von Johannes Bolte und Mitarbeit zahlreicher Fach- genossen von Luise Mackensen

Das Märchenlexikon wird in 10 Bänden herausgegeben und in 10 Lieferungen von 4-5 Bänden ausgegeben werden. Subskriptionspreis der einzelnen Lieferungen etwa RM 4.- bis RM 5.-. Der Subskriptionspreis erlischt nach Abschluß des ersten Bandes. Die Abnahme der ersten Lieferung ver- pflichtet zum Bezug des ganzen Werkes.

Bisher erschienen 2 Lieferungen zur Ausgabe. In diesem Lexikon findet die Märchenforschung zum ersten Male eine zusammenfassende Darstellung.

Handwörterbuch

zu 21. Juli 61830 Nr. 8 S. 5

DIE LITERARISCHE WELT

NR. 9
6. JAHR-
GANG

HERAUSGEBER WILLY HAAS
Die Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H., Berlin W 50,
Passauer Str. 34. Postcheckkonto Berlin 50839. Erscheint jeden
Freitag. Preise in Deutschland die Numm. f. RM. 0.80, viertel,
RM. 3.40 ohne Bestellgeld; für Österreich: S. 0.50 die Nummer,
S. 5.10 viertel; ansechl. Bestellgeld Preise freibleibend. Bezug
durch jede Buchhandlung, Postanstalt od. direkt durch den Verlag.

BERLIN
FREITAG, 28. FEBRUAR
1930

Anzeigenpreise in Reichsmark.
1/4 S. 800 RM., 1/2 S. 425 RM., 3/4 S. 225 RM., 1 S. 195 RM.,
1/16 S. 75 RM. Die 4 gesp. Millimeter-Zelle 0.80 RM. Keine Ver-
bindlichkeit für die Aufnahme in bestimmter Nummer. Anzeigen-
vermittlung nur durch Die Literarische Welt Verlags-
Ges. m. b. H., Berlin W 50, Passauer Str. 34, Bavaria 1808.

PREIS
30
PFENN

Lügen verboten!

Die internationale Vereinigung der Journalisten in Paris hat beschlossen, in absehbarer Zeit eine höchst bemerkenswerte Institution ins Leben zu rufen — den „Internationalen Gerichtshof für Presseangelegenheiten“. Die Bezeichnung „Gerichtshof“, die seitens der Zensurgegner eine prinzipielle Empörung hervorrufen kann, soll hier nicht irre führen: Weder Gefängnis noch Geldstrafen werden dort über Verurteilte verhängt, keine Zeitung kann verboten, kein Artikel untersagt werden. Dem Gerichtshof stehen überhaupt keine Machtmittel zur Verfügung; seine einzige Aufgabe ist, die Öffentlichkeit durch den Appell an die Öffentlichkeit zu schützen. Die Richter und Geschworenen dieses Gerichtshofes sollen bekannte Journalisten aller Länder sein, und ihr Urteil soll lediglich eine Feststellung enthalten, ob der Journalist X. eine tatsächliche Lüge verbreitet hat oder nicht.

Weder die Stellungnahme des Schreibers noch seine Kritik an der Nachricht soll Gegenstand der Verhandlung sein, sondern nur das primäre und allzu oft verletzte Gesetz des Publizisten: die Wahrheit zu berichten. Durch die öffentliche Feststellung einer Lüge hofft die

internationale Vereinigung der Journalisten mehr zur Reinigung der Presse beitragen zu können, als sämtliche Pressegesetze und Verbote, die von Staatswegen erlassen werden.

Anlässlich der Gründung des Gerichtshofes will die Vereinigung auch eine besondere „Sammlung der Rechte und Pflichten des Journalisten“ erscheinen lassen, deren Bestimmungen für sämtliche organisierten Pressemitarbeiter obligatorisch sein sollen.

Dieser Gerichtshof, der die einzig zulässige und begründete Art einer freien Pressekontrolle darstellt, soll nach der Ansicht der Gründer in erster Linie den Interessen des Lesers dienen, dem doch vor allem an der Wahrhaftigkeit einer Nachricht liegt. Die von Journalisten gegründete und geleitete, von jeder Staatsautorität unabhängige Journalistenorganisation kann ohne üblen Beigeschmack die oberste Devise des Journalisten auf ihre Pforte setzen: „Lügen verboten“.

Damit wäre aber nicht nur dem Leser, sondern auch der Presse selbst, ihrem Ansehen und ihrer Stellung, ein wirklich guter Dienst erwiesen.

ESSAD-BEY

Wer dichtet, — der stiehlt auch

Der Dichter R. schreibt ein Lustspiel, das hundertfünfzigmal über die Bühne geht, Verse von ihm finden in einer modernen Anthologie Aufnahme. Dann hat er einen Einfall: er gründet eine

men, daß Menschen, die, wie zum Beispiel Manolescu oder Domela, kriminelle Handlungen begangen hatten, später zur Feder griffen. Dies wird sich jetzt gründlich ändern. Schon bewiesen ist

Aus dem Inhalt:

Seite 3: „Über das Lesen“ von Marcel Proust / Zwei Gedichte von Otto Stoebl / Die Modernisierung in China von Richard Huelsenbeck
Seite 5: „Zwei katholische Frauenbücher“ von Ernst Schwenk
Seite 7: Eine Reise zu den Wiener Verlegern

Die Verteidigung gegen den Osten

Wir sprachen unlängst von dem letzten Hirtenbrief des Papstes, der die Kriegserklärung der katholischen Kirche an Sowjetrußland ist.

Eine geistige Debatte auf breiter kulturkritischer Basis, geführt von fast allen bedeutenden katholischen Köpfen Europas, ging diesem langerwarteten Ereignis voraus und begleitet es. Maritain, Massis, Chesterton, Belloc haben dazu das Wort ergriffen. Chesterton versucht in seinem Buch „Der unsterbliche Mensch“ eine streng katholisch und abendländisch fundierte Weltgeschichte in großen Umrissen zu skizzieren, mit deutlicher Spitze gegen die evolutionistische und unzentral internationalistisch gerichtete Weltgeschichte von H. G. Wells. Am meisten Aufsehen erregt von allen diesen Versuchen aber hat wohl Henri Massis' „Verteidigung des Abendlandes“, ein Buch, das vor mehreren Jahren erschienen und jetzt eben in einer deutschen Ausgabe (im Verlag von Jakob Hegner, Helleran) herausgekommen ist.

Massis sieht eine horrende asiatische

von Sekten und ekstatischen Weltneuern, dem Rom der letzten Verfall zum Verzweifeln ähnlich sah.

Halb hinfällig — nicht ganz — wir fühlen es: was gestern war, morgen wiederkommen. Mit der Konsistenz des Denkens ist es heute, uns leider nicht viel besser bestellt gestern. Das Vage übt einen unaussagbaren faszinierenden Reiz auf uns. Und wir orientieren uns innerlich in Reizen, nicht nach Gedanken; daher ungeheure Gewalt, die Schlagworten, sie nur farbig, Ahnungen erregend, Gefühlen in uns kommunizierend auf uns ausüben. Welche Vorzüge in diese Eigenschaften haben mögen — Massis, ein Einseitiger, Befangener, sicher der Letzte, der darüber ein gültiges Urteil fällen dürfte —: eine h Schule des realistischen Denkens, nicht schlecht für uns.

Daß der Katholizismus, d. h. die aristotelische Schule des katholischen Denkens eine solche Schule ist: darüber kann kein Zweifel herrschen. Aber es ist

TES, WAS SIE NOCH NICHT WISSEN

Unter, das Symbol dieser Romantik war die rosarote Hänger Hugos waren fünf dem Theaterbeginn bereits Stunden hindurch waren gesperrt. Sie brachten Le alles, was man in einer Festung aufzuhäufen dann die vornehmen Darrren der Logen und des men, waren sie überrascht von, was sie sahen, son-davon, was sie rochen. e Besatzungsarmee von wil mit unglaublich langem tem Haar, gekleidet nach er Länder und Zeiten mit ankreichs und der Gegen was sie rochen... nun ter diesen „Janitscharen“ die sich für Schmalzstullen h mehr als für die Roman-r Hugo begeistert haben... er Aufführung, wogte der und her. Bis im fünften wdo ein schriller Pfiff in hossen wurde. Diese Pro-hte die Anhänger Victor e wahrhafte Ekstase. Wie audierten sie, und die Macht rung überwältigte die Zö-vurten mitgerissen und der

ann, der den schrillen Pfiff al jagte, ein intimer Freund braucht wohl nicht gesagt oher die Idee selbst von oder ob sie das Produkt hen Einfalles des Augen-ist geschichtlich nicht ge-

HUB GILLAND

Gedicht des 65jährigen Gottsched

1762 war die „Gottschedin“ die erste Frau des Dichters toph Gottsched, Stiffters der bestehenden Deutschen Ge-Leipzig, gestorben. Im Au-iralete der 65 jährige zum nd zwar ein 24 jähriges jun-Susanne K... geb-ese zweite Ehe Gottscheds 5 Monate, da er am 12. De-starb. In einer Sammlung tographen (im Besitze des quariats Hellmut Meyer & nun ein Liebesgedicht des eutschen Literatur an seine auf. Das Gedicht ist am ge-burtstag beider, am 2. Fe-echs Monate nach der Hoch-Es beginnt:

len sind vorbey, seitdem mens Band

ihltes Herz! an Deine Seite

Soll mir des Himmels Schluß, der Deine Neigung lenkte,
Dich voller Zärtlichkeit zur wahren Freundin schenkte.
Wie schnell verfloß die Zeit bey Anmuth, Scherz und Lust,
In Deinem treuen Arm, an Deiner schönen Brust!...
An Jahren weit getrennt, ward gleichwohl uns hernieden
Zum Anblick dieser Welt derselbe Tag beschieden.
Schon zwey und vierzighmal hatt ich sein Licht erblickt,
Als Dich des Höchsten Wink herabgeschickt;
Um Deiner Jugend Reiz nach vierundzwanzig Jahren
Freywillig, voller Lust an meine Hand zu paaren...

Den Beschluß des Gedichtes machen die Verse:

„Sey glücklich, nach Verdienst! und mache den beglückt,
Der täglich voller Lust nach Deinem Reize blückt,
Der Dich so zärtlich liebt und Deine Jugend ehrt,
Und Dein Vergnügen nie durch bösen Vorsatz stört.
Sey glücklich wie Du warst, als ich Dich erstlich fand,
Und als Dein edles Herz sich völlig mir verband.
So wird noch unser Bund der glücklichste auf Erden,
Und Dein erlangter Ruhm dereinst voll kommen werden.“

Über Gottscheds zweite Heirat schrieb der im Herbst 1765 nach Leipzig kommende Studiosus Goethe an seinen Jugendfreund Riese: „Gottscheden habe ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheurathet. Sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schuh groß und er 7. Sie ist mager wie ein Hering und er dick wie ein Federsack...“
Dr. L. St.

Dreihundert Jahre französische Presse

In diesem Jahr feiert die erste französische Zeitung „La Gazette de France“ ihren dreihundertsten Geburtstag. Ihr Gründer Théophraste Renaudot war einer der geschäftstüchtigsten Männer aller Zeiten, der erste systematische Vermittler zwischen Käufern und Verkäufern, der erste Reklameexpert. Am 9. August 1629 autorisierte ihn ein feierliches Dekret des königlichen Parlaments, in Paris und allen Orten, die ihm günstig erschienen, Büros zu eröffnen, zu denen jeder für drei „Sols“ und die Armen kostenlos Zutritt haben sollten, um „auf Listen einzuschreiben, was sie brauchten und einzusehen, was andere böten“. Das war die Geburt der „kleinen Annonce“.
Die glänzende Entwicklung, die diese Einrichtung nahm, machte ihren Schöpfer mutig. Während des Jahres 1639 arbeitete er an einem neuen Projekt. Er wollte die Werbung wirksamer machen,

indem er die geschäftlichen Anzeigen mit Unterhaltung, Belehrung und aktueller Information verband. Mehrere Monate arbeitete er an seinem Plan, verhandelte mit den Behörden, beschaffte Geld. Am Ende des Jahres waren seine Vorbereitungen abgeschlossen. Am 18. Mai 1631 konnte das erste Exemplar der ersten französischen Zeitung — theoretisch war sie bereits mehrere Monate älter — in den Straßen der Hauptstadt ausgelegt werden. Vielleicht gibt es kaum ein wichtigeres Datum in Frankreichs Geschichte als diesen Tag, an dem das meistumstrittene Kind der modernen Zeit das Licht der Welt erblickte.

Der Weg zum heutigen Großstadtblatt war gewiß noch weit. Mit vier Seiten trat die „Gazette de France“ ins Leben; doch schon ein paar Monate später zählte sie acht. Und zwei Jahre nach ihrem Entstehen hatte sie es auf einen Umfang von 32 Seiten gebracht. Acht Tage vor ihrem Erscheinen wurde sie in den Straßen der Kapitale ausgeschrien, Roten reisten mit großen Stößen in die Provinz, es wurden liegende Blätter verteilt, um aller Welt die neuen Nummern anzukünden. Selten hat eine Erfindung so schnell — und besonders in Frankreich — ihren Weg gemacht. War es der Text, waren es die Annoncen, denen sie diese Popularität verdankte? Eines jedenfalls ist wichtig und sicher: Zuerst war die Reklame! Welch herrliches Argument für die Gegner der Presse aller Zeiten, und welch herrliches Argument gleichzeitig gegen die Verleumdung der heutigen Zeitung, die von dem guten, alten Gasteren schwätzen.

Théophraste Renaudot ruhte nach diesem Erfolg, den er seinem sehr modernen Geschäftsgeist verdankte, nicht eine Minute aus. Noch eine andere wellerschütternde Neuerung ist auf sein Konto zu schreiben. Nach einer Unzahl kleinerer Erfindungen glückte ihm 1637 ein zweiter großer Coup: er erdachte und organisierte, um Zeitgenossen aus Verlegenheiten zu helfen, die er selbst gut genug kennengelernt hatte, das System der Geldverleihung gegen Pfand, kurzum das erste Leihhaus heutigen Stils. Doch war er in diesem Falle weniger glücklich. Der Präpekt von Paris sprach sein Veto gegen die vorgeschlagene Einrichtung aus. 17 Jahre mußte der Erfinder warten, bis er die Früchte seiner ökonomischen Erwägungen ernten konnte. Dann trat auch diese Institution ihren Siegeszug an, trotz aller moralischen Bedenken des hohen Magistrats.

Jean R. KUCKENBURG

Der große Vater und der kleine Sohn

Graf Leo Tolstoj jun., ein Sohn des Dichters, leidet an dem Ehrgeiz aller Dichtersöhne. Er will auch schreiben. Seine schriftstellerische Laufbahn begann noch zu Lebzeiten seines Vaters, als er plötzlich mit hyperkonservativen Aufsätzen in dem berühmten Antisemitenblatt „Rußlands, der „Nowoje Wremja“, auftrat.

len

Straße einen Ausdruck von zu verleihen. Aber der wandelt sich; Vorgärten mehr so vornehm, sie immerhin sind kaum

zerbrechliche Nippessachen. Es ist alles so peinlich, delikat und sauber. Wenn dann und wann Einer an den Tisch tritt und mit zagen Fingerspitzen in den Zeitschriften blättert, legt er sie nach einigen Sekunden wieder sorgsam haargenau auf den Platz, wo sie gelegen haben, als er

Wolt über seinen Wert urteilen zu lassen — wenn es das Glück haben sollte, am Leben zu bleiben. Das französische Buch war vergänglich, vergänglich, wie ich selbst, wie mein handgeschriebenes Manuskript — und dennoch nicht anders als die Bücher der ganz Großen, denen gegenüber

Allerhöchste Neues und Altes

Der Dichter war von der literarischen Tätigkeit seines Sprösses nur wenig entzückt, was ihm Leo Tolstoj jun. augenscheinlich sehr übel nahm. Seine Erinnerungen an den Vater, die ihn und wieder in der russischen reaktionären Presse erschienen, zeigten, daß der Sohn nur wenig Ehrfurcht und Pietät für den großen Vater hatte. Jetzt beginnt Tolstoj jun. auch die europäische Öffentlichkeit mit seinen Erinnerungen zu beglücken: die letzte Nummer der „Nouvelles littéraires“ enthält einen Aufsatz, der alles bisher von ihm Verfaßte weit übertrifft. Nach den Ausführungen des Tolstoj jun. war sein Vater nichts weiter als ein Harzardeur. „In seiner Jugend verspielte er die Hälfte von Jasnaja Poljana; später verwarf er die Karten, nicht aber das Spiel; er änderte nur den Einsatz. Jetzt waren es Ruhm, Glück, Familie, mit denen Tolstoj wie mit Karten spielte.“ Wie sonst“, fragt der kleine Graf, „kann seine vollkommene Uninteressiertheit an russischen Gesetzen und Interessen er-

klärt werden? Er spielte, vom Spiel geblendet, ohne die Notwendigkeit der Gesetze, der Religion, der Regierungsgewalt, des Krieges, der Ehe und der Fortschritt zu erkennen zu wollen.“

„Eigentlich“, erklärt der kleine Sohn, „ist es überhaupt einem Zufall zu verdanken, daß Tolstoj zu Schriftstellern begann. Hätte er zu Ende studiert, wäre seine wirtschaftliche Lage schlimmer gewesen, so wäre er sicher Staatsbeamter geworden“, was nach der Ansicht Tolstoj jun. von viel größerem Nutzen gewesen wäre.

Auch sonst ist der junge Graf von seinem Vater nur wenig erbaut. Besonders empörend findet er, daß Tolstoj die Notwendigkeit der reaktionären Reformen unter Stolypin nicht anerkennen wollte. Doch war nach seinen Ausführungen Tolstoj überhaupt ein zu eigensinniger und eingebildeter Greis, um etwas einzusehen, was nicht von ihm selbst ausging; man bedenke nur: er mißbilligte sogar die Aufsätze seines Sohnes im Antisemitenblatt „Nowoje Wremja“. Der arme Tolstoj! Wie schade, daß er so eigensinnig war, und sich von seinem Sohne nicht eines Besseren belehren ließ. Vielleicht hätte er dann das Dichten aufgegeben, um mit seinem Sohne zusammen in der „Nowoje Wremja“ für Gott, Zar und Vaterland Leitartikel zu verfassen. Sicherlich würden dann die Erinnerungen des Leo Tolstoj jun. einen wärmeren Ton haben.

ESSAD-BEV

Libros en español y portugués!

de venta en la Librería Española de Otto Salomon (única en Alemania), Berlin N 24, Oranienburger Str. 50/1, teléfono D 1 Norden 0133. Pídale el catálogo L.

PETER PANTER

erschreibt in der Weltbühne

Das Zille-Buch“, herausgegeben von Hans Ostwald, unter Mitarbeit von Heinrich Zille. Wie da die guten Witze Zilles fada und dumm aufgekocht werden; wie krampfhaft die Übergänge von einer zur andern Bildunterchrift; wie kleinstädtisch und dümmlich das Ganze — es ist ein Jammer. Das hat Zille nicht verdient. Keist lieber seine Auswahl „FÜR ALLE“, die im Neuen Deutschen Verlag herausgekommen ist. Otto Nagel hat an ihr mitgearbeitet, und der Kämpfer Zille kommt darin ans Licht und wird treffend kommentiert.

60 Seiten, 84 Bilder

hart, M 2,85, gebd. M 4,20

NEUER DEUTSCHER VERLAG / BERLIN W 8

Susan Glaspell

NARZISSA

RM 6.—
in Leinen

„Dieses Buch sollten viele Mütter lesen, vielleicht mit ihren Töchtern gemeinsam, es könnte ihnen helfen, sich selber und einander zu verstehen.“

Deutscher Buch-Club

LEIPZIG / E. P. TAL & CO / VERLAG / WIEN

Revolution in Kaff

Rebelle von Egon Vietta

(Kortföreläsning)

Für Sekunden verlor Kuller die Besinnung. Wie konnte ein so gewissenhafter und gründlicher Beamter wie er diesem Einwand keine Rechnung tragen? Er schleuderte wütend die Pfeife in den Kohlenkasten. Die Pfeife war an allem schuld. Diese verflüxt, schmierige Pfeife! Warum konnte er sich auch nicht von dem Laster freimachen, wie oft hatte seine Frau ihn gewarnt! Mein Hörchen, sagte sie, ihm wurde ganz wolkig zumute, mein Brezelchen, warum mußt du immer diesen gebogenen Ast im Munde haben? Soll ich etwa den Pfeifendeckel küssen? In diesem Moment überwältigte ihn die Erleuchtung. Wie er jetzt den Störenfried, diesen vor-

Ich bitte den Oberstaatsanwalt.
„Der bin ich.“
Es ist so dringend, daß ich sofort — ich habe keine Sekunde Zeit —. Der Oberstaatsanwalt lächelte und manövrierte ihn behutsam in sein Büro. Jerobeam fiel ein gewaltiger Buntdruck in die Augen, der Tempel von Pästum. Der Oberstaatsanwalt schob ein Heft Akten zur Seite, ordnete ein wenig die Kommentare und ermunterte zum Reden. Er war gedrungen, klein, ungewöhnlich freundlich von Angesicht.

Ich bin der Beamte Jerobeam Nyx. Daß ich zuerst die Staatsanwaltschaft bemühe, hat seine Bewandnis. Es handelt sich um eine fundamentale

GEBRÜDER ENO

rufungen zu widerrufen. Sämt Staatsanwälte zu informieren: die Strafgesetze Nonsense, die staats Ordnung Plunder, die Gerechtheit Irrsinn, der Durchschnitt, das Ermessen eine infame Erdiebel Terror, Schmach und Schand. Sie verstehen? Die erledigten der Strafregistratur, die Kartothek Fingerabdrücke werden verboten ist: Jederlei Ordnung gesellschaftliche Norm. Die geistige Dummheit, Borniertheit Moral. Alles, was zum guten Ton gehört. Denn alles dies ist Irrsinn. Menschheit geht am guten Ton, den guten Ton zugrunde.

Der Oberstaatsanwalt nickte sichtlich mit dem Kopfe. Der Vortrager bestimmte. Andererseits sprach der Inhalt allem, was

Einen Karten
eine Fülle des

Goeben ersch

Karl Blich

Stud

Roman / Leinen

Um einen nicht
eine frische, an C
gibt lebhaftes Del
als Freunde, Ro
Einstellung, ern
ziehung der Jug
von Zensuren, D

Der Autor, ein
wüchse und Ung
wie Wege zur D
nen Forderungen
Gegner, sondern
Selbstverantwort
Den Charakter
Wissens einzutri

Das Buch muß

monopol zu durchbrechen. Gleichzeitig fordert er seine Anhänger zur Nachahmung auf, also zum Ungehorsam gegen die englischen Gesetze.

Wie vor dreißig Jahren beim Burenkrieg, so gibt es auch heute angesichts der indischen Ereignisse wieder viele Deutsche, die Englands letzte Stunde gekommen glauben und sich hierüber freuen. Und wie damals der barbarische, dummschlaue Ohm Krüger sozusagen als Vertreter des deutschen Idealismus in partibus infidelium galt, so wird heute Gandhi als der Idealist gefeiert, der gegen das brutale, falsche Albion aufgestanden sei. Gandhi, von seinen Anhängern Mahatma — „die große Seele“ — genannt, ist bei uns geradezu volkstümlich geworden durch das Buch von Romain Rolland, eine Art Biographie, die dem guten Herzen des Dichters alle Ehre macht, aber die traditionelle französische Klarheit des Geistes vermissen läßt. Gandhi ist ebensowenig der idealistische Kämpfer, wie es Ohm Krüger gewesen ist. Der Idealist Gandhi ist ein Propagandist der Großbourgeoisie. Die große Seele nimmt Geld von den indischen Baumwollindustriellen; diese Seele ist so groß, daß die sechzig Millionen Parias in ihr keinen Platz haben. Gandhi weigert sich ausdrücklich, irgend etwas für sie zu tun.

Diese Behauptungen widersprechen

in scharfem Wettbewerb mit den englischen Baumwollindustriellen. Deshalb haben vor einigen Tagen die cotton-mills-Herren einen dreimonatigen Streik gegen die Einfuhr englischer Baumwollwaren beschlossen.

Zweitens hält kein ernsthafter englischer Politiker die Politik Gandhis, zum mindesten seit fünf Jahren, für besonders gefährlich. Es gibt in Indien Männer, die von den Engländern viel ernster genommen werden als Gandhi.

Drittens findet Gandhis Marsch und erst recht seine Propaganda, gemessen an einem Volk von fast 300 Millionen Menschen, einen nicht sehr starken Widerhall. Wie verhältnismäßig schwach der ist, konnte Gandhi selbst täglich auf seinem Marsch zum Meer erkennen. Täglich und immer wieder stellte er fest, in jedem Dorfe, wo er gerade sprach, wie bedauerlich es sei, daß nur so wenige Personen mit der Handspindel arbeiten.

Danach wird man die Menge der Sympathietelegramme wohl anders zu beurteilen haben, als es bisher vielfach bei uns geschehen ist. Immer hat es in Deutschland die Unsitte gegeben, daß ausländische Bewegungen über- oder unterschätzt wurden. Das Verhalten der deutschen Öffentlichkeit zum Falle Gandhi war also zu erwarten. Friedrich STERNTHAL

Schönes Wetter,

Hoffentlich ist wirklich schon schönes Wetter, wenn Sie diesen Aufsatz lesen.

Sie scheinen unauflöslich zusammengehören. Jetzt, wo das schöne Wetter beginnt, beginnt man die schlechten Bücher zu lesen. Oder soll man sich etwa ein anspruchsvolles Buch hinnehmen ins Boot, auf den Badestrand, in den Tennisklub, ins Week-endhäuschen oder ins Zelt? Man will sich doch zerstreuen, man will doch ausruhen, nicht wahr? Also nimmt man eines jener „Unterhaltungsbücher“, über die wir uns freilich schwer werden verständigen können, weil mir die erste und wichtigste Voraussetzung zum Verständnis fehlt: sie langweilen mich nämlich. Ich hab's also in diesem Fall besonders leicht.

Aber im Grunde hat es niemand schwer. Er muß nur etwas in sich korrigieren, in seiner Beziehung zu Büchern; er muß eigentlich nur zwei falsche, aber allgemein für richtig gehaltene Sätze in sich austreichen. Der erste lautet: daß Bildung etwas sehr Langweiliges und Unangenehmes sei; der zweite: daß Zerstreuung etwas sehr Angenehmes und Erfrischendes sei.

Zerstreuung erfrischt gewiß nicht. Bloße Zerstreuung macht öde und müde. Was erfrischt, ist ein Zustand von innerem Offen-sein, von Wachheit und gleichzeitig von Festigkeit, etwas Gehalten-Kräftiges und dabei Lockeres, Entspanntes; etwas, was sich sehr schwer beschreiben läßt, was aber sicher jeder kennt.

Es gibt Bücher, die diesen Zustand fördern, gute und schlechte; es gibt Bücher, die ihn verhindern, gute und schlechte. So steht die Sache. So muß die Lektüre für draußen ausgesucht werden.

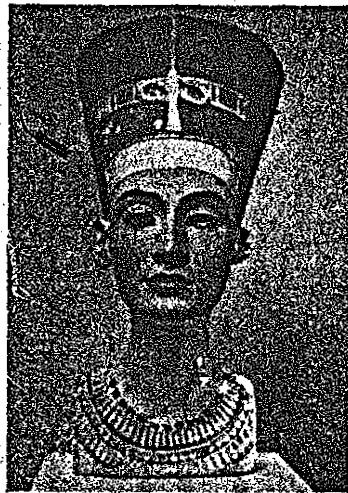
Ich glaube, es war der Komponist Glück, der nicht anders komponieren konnte als an warmen Tagen, unter einem breiten Nußbaum seines Gartens nackt in einer bestimmten grünen Holzwanne sitzend, die mit frischem Quellwasser gefüllt war. Ich glaube bestimmt, er muß es gewesen sein — weil man es nämlich seinen Kompositionen anmerkt, daß sie so aufgezeichnet wurden. Sie duften noch nach den äußeren Umständen ihrer Entstehung: nach Garten, Quellwasser, Gras, Blumen, breitem, uraltem, hochwipfligem Baum. Dieser Mann — was es wirklich Glück? Ich kann es zu

Der Streit um die Königin

Die schöne Königin Nefretete, die auf dem besten Wege war, ein Wahrzeichen Berlins zu werden, wird nun endgültig im Berliner Ägyptischen Museum durch den König Amenhotep und den Hohepriester Renofet ersetzt. Damit hat ein jahrelanger Streit um den Kopf der Königin ein ruhmloses Ende gefunden, das wir nicht unbeachtet lassen können. Der Sachverhalt ist kurz der folgende:

Als seinerzeit Nefretete mit einer Anzahl anderer Altertümlichkeiten von deutschen Archäologen ausgegraben wurde, stand es laut Vereinbarung der ägyptischen Regierung frei, eine von ihr selbst zu bestimmende Hälfte der ausgegrabenen Schätze für sich zu behalten. Die Ägypter wählten nach langem Ueberlegen eine Anzahl wissenschaftlich sehr wertvoller Stücke und überließen die andere Hälfte, darunter auch die Nefretete, Deutschland. Von einem Rechtsanspruch der Ägypter auf die Königin kann also keine Rede sein.

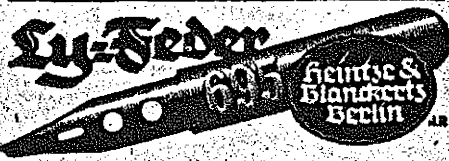
Erst nachdem es sich langsam herumgesprochen hatte, daß die Nefretete sozusagen die schönste Frau der Welt sei, erklärten die Ägypter kurzerhand, die Königin sei von Deutschen gestohlen worden, und verlangten die bedingungslose Wiedergabe des Kopfes. Trotz der beispiellosen Hetze der ägyptischen Presse, und trotz der Drohung, den deutschen Ägyptologen jegliche Ausgrabungen zu verbieten, hat Deutschland während der Amtszeit des Kultusministers Becker, der als hervorragender Orientalist mit der Frage gut



vertraut war, den Kopf nicht zurückgegeben.

Inzwischen wurde aber Nefretete zu einer Art ägyptischer Nationalheldin, und ihre Rückgabe zu einer politischen Angelegenheit, mit der sich zuletzt König Fuad höchst persönlich zu befassen begann.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Reise Fuads nach Deutschland von der Hoffnung eingegeben war, den Kopf der Nefretete als Geschenk zu erhalten, um mit Hilfe der alten Königin sein Ansehen in Ägypten wenigstens



Die neue ODEON-PLATTE

RICHARD TAUBER. „Wohlauf noch getrunken“ / „Am Brunnen vor dem Tore“ O-4937

Sie können nicht jedes gute Buch kaufen! Abonnieren Sie daher bei dem „MODERNEN BÜCHERBOTEN“

Die gesamte moderne Literatur wird Ihnen ins Haus geliefert. (Wöchentlich zwei Bücher nach eigener Wahl. Für auswärtige Leser kostenlos günstige Bedingungen. Verlangen Sie heute noch den kostenlosen Prospekt.) Paul Baumann, Buchhandlung Abteilung Leihbibliothek / Tel. Bismarck 4511 Charlottenburg 24, Wilmersdorfer Straße 96/97

DLW 6 (1930) 16-17, S. 17

ZEITCHRONIK DER LITERARISCHEN

Aus Deutschland

Der Streit um die Königin ein wenig zu heben. Zum Glück sah die deutsche Regierung nicht ein, weshalb sie durch Geschenke einem wenig sympathischen orientalischen Despoten zu einem besseren Ruf verhelfen sollte, und die Nefretete blieb in Deutschland. Inzwischen ging aber Becker, und die Drohungen, deutschen Ägyptologen selbst das Betreten Ägyptens zu verbieten, nahmen derart zu, daß der jetzt stattfindende Umtausch — der ja sonst zwischen den Museen üblich ist — nur als Scheingeschäft angesehen werden kann: sonst wäre es ja offenkundig, daß Deutschland einen „Diebstahl“ zugeht. Denn der Umtausch von Museumsgegenständen ist ja nur dann zulässig, wenn er auf der Basis der Gleichberechtigung vor sich geht, nicht aber, wenn eine Partei die andere eines „Diebstahls“ beschuldigt und ihr weitere Arbeitsmöglichkeiten zu sperren droht. Die Tauschstücke sind aber künstlerisch völlig ungleichwertig. Die Sandsteinstatue des Königs Amenhotep und die weitaus bedeutendere stehende Statue Renofers, eines Priesters aus dem alten Reiche, sind zwar sehr wertvolle Gegenstände, aber doch nur glänzende Exemplare einer weitverbreiteten Kunst, denen man eine ganze Reihe ähnlicher zur Seite stellen kann.

Die Königin Nefretete, das einzigartige, mit nichts vergleichbare, wirklich göttliche Werk eines genialen Künstlers, der die zarte Linienführung der leicht degenerierten Züge mit der Kraft eines modernen Bildhauers vollendet hat, ist ein Objekt von künstlerischer Weltbedeutung und ihre Preisgabe, ganz gleich, unter welchen Umständen sie geschieht, beinahe ein Kulturskandal, insbesondere aber, wenn sie unter dem Druck der ägyptischen Drohungen zustande gekommen ist.

Wollen wir uns also nichts vormachen: wir sind zur Rückgabe der Nefretete gezwungen worden; schade, daß wir uns zwingen ließen!

E. B.

Schönes Wetter, schlechte Bücher

und beunruhigend als die sozialistische, steht also innerhalb desselben dialektischen Vorganges, in welchem eben ein gereizter Körper nach einem entgegengesetzten Stimulus, nach einer „Zerstreuung“ verlangt.

Deshalb möchte ich heute daran erinnern, daß man nicht immerfort, nicht ohne jede Unterbrechung moderne Bücher lesen muß. Wir wissen, daß z. B. auch Lenin, mitten im Feuerbrand, den er zu meistern und zu lenken hatte, bis zu seinem Tode, Puschkin, Gogol, Tolstoi und andere russische Klassiker immer wieder gelesen hat; wir kennen die Vorliebe Marxens für römische und griechische Klassiker, die Vorliebe Bismarcks für Shakespeare; wir kennen die klassische Handbibliothek Napoleons, die in eigens eingerichteten Behältern über alle Schlachtfelder Europas geschleppt wurde: Keine Angst also, man könnte dadurch den Aufgaben der Gegenwart entfremdet werden! Es gibt

Zum diesjährigen Preisrichter der Kleiststiftung wurde in der Hauptversammlung Dr. Ernst Heilborn gewählt, an den die Bewerbungen um den Kleistpreis bis zum 31. August zu richten sind. In den Jahren 1931 und 1932 werden Karl Zuckmayer und der Direktor der Hamburger Kammerspiele, Erich Ziegel, den Kleistpreis verteilen. Der Vorstand der Kleiststiftung, der für drei Jahre gewählt wird, hat diesmal eine neue Zusammensetzung erfahren; es gehören ihm an: Fritz Engel, Hanns Martin Elster, Lutz Weltmann, Arthur Bloesser und Leopold Jäcker.

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller hat auf seiner diesjährigen Generalversammlung Thomas Mann zum Ehrenmitglied ernannt. Thomas Mann ist seit drei Jahren als erster Vorsitzender des Gaues Bayern in aktiver Weise für den Schutzverband tätig. Zum ersten Vorsitzenden des gesamten Verbandes wurde in der gleichen Versammlung, nach dem Rücktritt Arnold Zweigs, Arthur Bloesser gewählt, der nunmehr mit dem geschäftsführenden Direktor, Werner Schendell, die Leitung der größten und bedeutendsten deutschen Schriftstellerorganisation betreibt.

Aus Frankreich

EIN INTERNATIONALER DRAMEN-WETTBEWERB

Ein großer Wettbewerb zwischen den Dramatikern aller Nationen ist in Frankreich eröffnet worden. Das ausgezeichnete Stück wird auf einer der ersten Pariser Bühnen aufgeführt werden. Preise werden für die zehn besten Werke vergeben.

Auf nähere Anfragen erteilt die „Revue Internationale du Théâtre et des Beaux-Arts“ (Paris/27, rue Saint-Georges) Auskunft.

DIE BIBLIOTHEKEN DER WELT

In Frankreich sind interessante Zahlen über die Bibliotheken der Welt veröffentlicht worden:

Es gibt demnach auf der Erde 1038 öffentliche Bibliotheken mit 131 Millionen Bänden. An der Spitze steht Deutschland mit hundert

Büchereien und 29,6 Millionen Büchern. Folgt Frankreich mit 19,8 Millionen Bänden vor England, das an dritter Stelle steht. Die größte Bibliothek der Welt ist die „Bibliothèque Nationale“ von Paris, in deren Räumen 4,5 Millionen Bücher gesammelt sind. An zweiter Stelle steht die Leningrader Staatsbücherei mit 4 Millionen.

I. R. K.

Da die seinerzeit im Verlag des Mercure de France erschienenen Frühwerke von André Gide meist vergriffen waren, gibt der Dichter von ihnen eine Neuausgabe im Verlag Gallimard. Der ursprüngliche Text wird gewissenhaft respektiert; aber Gide gibt zu diesen Büchern Einleitungen, in denen er darlegt, wie er heute zu diesen „abgelegten Schlangenhäuten seiner Entwicklung“ steht. „Robert“, die E. R. Curtius gewidmete Ergänzung zu dem kleinen Roman „L'Ecole des femmes“ ist bei Gallimard in einer Vorzugsausgabe erschienen.

Der rührige Verleger Viktor Attinger, der für die Übersetzung guter deutscher Dichtung ins Französische schon so viel getan hat, präsentiert eine sechsbändige Serie deutscher Romantiker in vorzüglichen Ausgaben. Die Serie wird eröffnet mit der eben erschienenen „Prinzessin Brambilla“ von E. Th. A. Hoffmann. Es folgen Hölderlins „Hyperion“, Jean Pauls „Fastenpredigt“, W. Hauff, „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, Novalis „Europa und die Christenheit“, Tiecks „Reise ins Blaue“.

F. C.

Aus England

WÖCHENTLICHES SHAW-BULLETIN

Die in Vorbereitung befindliche Gesamtausgabe der Werke Bernard Shaws wird unter anderem einen bisher nicht veröffentlichten Roman enthalten, den Shaw als Vierundzwanzigjähriger geschrieben hat. Der Titel des Romans ist „Immaturity“, und das Manuskript wurde vor fünfzig Jahren von einem halben Dutzend Verleger abgelehnt. Als Lektor eines der Verleger, die damals das Buch zurückgeschickt haben, fungierte George Meredith, der berühmte Romanschriftsteller. Das Manuskript ist inzwischen bei Shaw in irgendeinem Schrank verschimmelt und soll deutliche Spuren von Mäusezähnen aufweisen. Shaw hat das Manuskript jetzt mit einigen

SIGRID
UNDSET

hat jetzt zum ersten Male
einem deutschen Blatt einen
Roman zum Abdruck gegeben:
sie veröffentlicht „Frau
Hielge“ von Mitte April an

wer
gült
Qua
inne
sind
sich
sich
rabi
Sie
nocl
U
ang
Ich
S
man
nich
Mar
zum
N
Ji
nich
such

OSTERBEILAGE DER LITERARISCHEN WELT

Der nichtgekreuzigte Christus

In dem Geheimnis der Kreuzigung ist die eigentliche mystische Bedeutung des Heilandes beschlossen. Absterbung durch den Tod, Erlösung durch das Martyrium. Die abendländische religiöse Welt kennt keinen andern Christus, und es läßt sich kaum eine schwere Härese denken als die Idee eines nichtgekreuzigten Erlösers. Tausenderlei religiöse und profane Auslegungen erhielt die Lehre Christi; keine von den christlichen Sekten konnte aber auf das Urphänomen des Christentums, das Mysterium der Kreuzigung, verzichten.

Christus ohne das Kreuz, ohne Martyrium ist kein Christus mehr, hat keine lebendige Bedeutung, ist lediglich ein Prediger, kein Gott-Mensch. Dieses ist aber der Christus der orientalischen Märchenzähler, der Dichter, die auf den Karawanenhöfen, in stillen, sternreichen Nächten ihren neuen Mythos dichten.



König Avgar

Die Legende hat einen tragischen Abschluß, die Kreuzigung.

Die Zuhörer der orientalischen Märchenzähler verlangen aber einen glücklichen Abschluß des heiligen Lebens, so, wie des Lebens Buddhas, Mohammeds, Konfuzius. Ein Religionsstifter darf im Bewußtsein der Primitiven nicht verderben; und an dem tragischen Abschluß des Lebens Jesu ändert auch die Auferstehung nichts.

So entstand die Legende vom nichtgekreuzigten Heiland, die bis heute im Orient stark verbreitet ist und sogar in offizielle nichtchristliche Legenden-sammlungen aufgenommen wurde.

Nach der weitverbreiteten mohammedanischen Legende, die auf Mohammed selbst zurückgeht, war Christus der größte unter den Propheten vor Mohammed. Und wenn auch der Koran diejenigen verdammt, die an einen Sohn Gottes glauben, spart er nicht mit Lobpreisungen des Propheten Jesus. Die Annahme, daß ein großer Prophet vom Pöbel gekreuzigt wurde, ist für den frommen Gläubigen schon eine Härese, und so berichtet die Legende, Christus sei vor der Kreuzigung von seinen Anhängern versteckt gehalten worden, an seiner Stelle sei aber ein Räuber gekreuzigt worden — vielleicht mit Wissen des Pilatus. Nach der Kreuzigung erschien Christus vor dem Volk, das nun an seine Auferstehung glaubte. Die Legende endet mit der Himmelfahrt des nichtgekreuzigten Christus, der seine irdische Aufgabe, die Verkündigung der Wahrheit, erfüllt hat. Die Gründung der pinzig wahren Religion bleibt aber dem Propheten Mohammed vorbehalten.

Diese Legende spiegelt die naive fromme Überzeugung der Beduinen, daß ein Prophet nie dem Volke unterlegen sein darf.

Der tiefere Sinn der Kreuzigung bleibt aber dieser Legende verschlossen. Er tritt erst hervor in einer späteren

Christuslegende, die heute nur noch unter den Krimschaken — ein kleines nichtchristliches Völkchen in der Krim — verbreitet ist. Auch diese Legende berichtet gleich der arabischen, daß Christus nicht gekreuzigt wurde. Durch Magie hat er der Menge seine Kreuzigung vorgetäuscht, und zog dann, sich vor den Feinden verborgend, nach dem Norden, bis er auf die Halbinsel Krim gelangte. Dort ließ er sich nieder und starb in hohem Alter, umgeben von seiner Familie, als frommer Prediger der Krimschaken.

Auf eine Frage seiner Getreuen aber, weshalb er seine Errettung vom Kreu-

zestod den andern Völkern nicht offenbaren wolle, sprach Jesus laut der Überlieferung: „Möge ich für die andern Völker ein Gekreuzigter bleiben, damit ihre Frömmigkeit sich nicht in Uebermut verkehrt, und sie den Pfad des Glaubens nicht verlassen.“

Hier wird schon die Notwendigkeit der Kreuzigung anerkannt, und nur die einfache Volksebene protestiert noch gegen die unfassbare „Ungerechtigkeit“.

Krimschaken und Araber sind aber keine Christen. Bei den christlichen Völkern des Orients, konnte natürlich die ketzerische Leugnung der Kreuzigung keinen Fuß fassen. Um so interessanter ist es, daß auch bei ihnen die Kreuzigung nicht als Mysterium,

sondern als ein „Zufall“, dem hätte vorgebeugt werden können, aufgefaßt wird.

Bemerkenswert ist die armenische Christuslegende, die der große Historiker Moses von Choren getreu wiedergibt. Dieser Legende zufolge regierte zu Christi Zeiten in Edessa der kriegerische armenische König Avgar. Er kämpfte mit den Parthern und brachte von seinen Eroberungszügen nicht nur unermeßliche Schätze mit, sondern auch einen Aussatz, der seinen ganzen Körper bedeckte. Da vernahm er die Kunde von dem großen Propheten, der in Judäa wirkt, Wunder vollführt und Kranke heilt, und daß dieser Heilige von seinen Feinden verfolgt und bedrängt wird. Da schrieb der König Avgar einen eigenhändigen Brief an den Heiligen von Judäa. „Ich herrsche über eine Stadt“, schrieb der König, „und wenn auch diese Stadt nicht groß ist, so herrscht in ihr immerhin Ordnung, und du, o Heiliger, wirst bei mir keine Not leiden. Auch deine Feinde werden dich nicht verfolgen können. Komme also zu mir und heile mich.“

Die armenischen Historiker geben auch die Antwort wieder, die Jesus dem König gab. Diese Antwort lautete: „Gesegnet seist du Avgar, der du an mich glaubst, ohne mich gesehen zu haben. Ich muß hier das erfüllen, wozu ich gekommen bin. Einer meiner Schüler wird dir aber Genesung bringen.“

Als sich später die Nachricht von der Kreuzigung verbreitete, schrieb der König Avgar an Tiberius und verlangte eine Strafe für die Richter. Die armenischen Schriftsteller geben getreu die Antwort des römischen Kaisers wieder. Nach der Kreuzigung kam nach Edessa der Apostel Thaddäus und heilte getreu dem Jesuswort den König. „Glaubst du an den Heiland?“, fragte dann der Apostel. „Nicht nur glaube ich an ihn“, antwortete der König, „ich wäre auch mit meiner ganzen Armee ihm zu Hilfe geeilt, wenn ich die Macht Roms nicht allzu sehr fürchtete.“

Auch diese Legende will also die Kreuzigung nur als einen Akt der Gewalt anerkennen. Wären die Römer nicht so mächtig gewesen, so wäre es nicht dazu gekommen.

Uebrigens tritt Christus selbst merkwürdig selten in den orientalischen Apokryphen auf. Wo es nur irgendwichtig wird, wird er durch einen Heiligen ersetzt, er aber bleibt im Hintergrund, wo die Bindung an die offizielle Tradition der orientalischen Christen die Mythologisierung des Heilandes verbietet, ob Christus einfach den Fabeldichtern nicht genug Stoff bietet. Tatsache bleibt, daß es zwar dort moderne Heiligenlegenden gibt, in denen Heilige im Auto und Flugzeug auftreten und sich des Lautsprechers bedienen, aber keine modernen Christuslegenden, wenn auch die Sage von dem nichtgekreuzigten Heiland auch heute von Karawanentreibern durch Asien getragen wird.

ESSAD BEY

Commashe

von Elio Stern

Dies All und Nichts! O dies Enden in Stein!
Diese Stirn, ein Grat von verlorenem Licht.
Augen, Höhlen wenden sich tief hinein in die Schauer von einst, ein Gesicht.
Verstummt Münd, o so fest geschlossen,
beugt sich noch unterm Leid, und die Schatten neigen sich abgetan. Doch schon ist' ergossen übers Gebirg wie Schnee — das Schweigen.

Kleine Anzeigen
haben in der „Literarischen Welt“ den besten Erfolg!

Erik-Ernst SCHWABACH

Kleine moralische Osterbetrachtung

Als vor seinen Fenstern der österliche Chor erklang, ließ Doktor Faust den Giftbecher sinken und spazierte am Ostertage selbst heiter vor den Toren der Stadt, als man es eigentlich von einem Manne erwarten konnte, der am Abend vor dem Selbstmord gestanden hatte. Nun unterhielt zwar dieser gelahrte Herr persönliche Beziehungen zu den über- und unterirdischen Mächten als unserener heutigen; aber er war trotzdem schon damals genügend analytisch geschult, um das „Christ ist erstanden“ als Symbolwert zu erkennen:

„Sie feiern die Auferstehung des Herrn, denn sie sind selber auferstanden.“

Hätte er allerdings statt Wagner Professor Freud zu jenem Spaziergang aufgefordert, hätte ihn Der vernünftig dahingehend belohnt, daß auch das Gefühl der eigenen Auferstehung nur eine Illusion sei, und ihm die Osterlaune gründlich verdorben. Zum Glück aber hatte Faust den Plan, sich dem Teufel und nicht einem Psychoanalytiker zu verschreiben, und darum konnte er Ostern so heiter feiern, wie auch wir es möchten.

Es ist in der Tat erstaunlich, daß plötzlich auf Grund etwelcher guten Mathematikern begrifflicher Kalenderberechnungen zwei „Ostern“ benannte Tage im Jahre festgelegt worden sind, die sich äußerlich in nichts von den anderen dreihundertundvierundsechzig unterscheiden und doch auf uns den unüberstehlichen Zwang ausüben, merkwürdigen Riten zu gehorchen: von der Lektüre der „Oster-Sondernummern“ in Zeitungen und Zeitschriften an bis zum Magenverderben durch Murzipan, Zucker- und Schokoladeneier.

Noch erstaunlicher aber ist es, daß man sich an diesen Tagen auch anders gestimmt fühlt: feiertüchtig die meisten, und die übrigen, die die Feiertagsstimmung ablehnen, nicht gleichgültig, sondern protestierlich ungelaut. Warum, in aller Welt, ist dem so, ist dem so auch bei jenen Menschen, die nicht einfach auf Grund ihrer Religiosität sich von einem Gedanken an die Auferstehung hinreißen lassen? Spukt uns das heidnische Frühlingsfest im Blut, das ehemals die christlichen Missionare geschickt in das Osterfest wandelten — geschickter als heutzutage die Sowjet-Gewaltigen, die ihren Dogmen zufolge, die Religion schlankweg verbieten, obschon sie aus Rom und Amerika hätten lernen können, daß alle Prohibitionsgesetze unwirksam sind, und daß der Religionsmangel noch viel verlockender ist als der mit Spirituosen? Läßt uns also das unverbolene heidnische Frühlingsfest im Blut? Es ist selbst für Nachtschwärmer hübscher zu leben, wenn die Tage länger werden, aber das an einem besonderen und noch dazu wechselnden Datum besonders zu empfinden, dafür liegt um so weniger Grund vor, als selbst der volkstümliche Mann die Beziehung lediglich zu Worten unter Ausschließung des sonstigen Götterparlaments aufgenommen hat. Was also

bedeutet uns Ostern wirklich? Dasselbe, was uns Weihnachten, Pfingsten, unsere eignen und die Familiengeburtstage, grüne, silberne, goldene Hochzeiten und Geschäftsfestivals bedeuten: wir Menschen feiern nun einmal gern; wir haben ewigselbste neben unseren Selbsterhaltungs- und Geschlechtstrieben einen Feiertrieb; nebenbei unsere sozialistischste Komponente: während man nämlich alle anderen Triebe zur Not selbst befriedigen kann, — feiern kann man nur mit Anderen gemeinsam; wer sich zu diesem Beraus allein in sein Kämmerchen einschließt, verläßt einen höchst melancholischen Abend.

Es mag gern sein, daß dieser Trieb den tiefgründigen Untersuchungen unserer modernen Psychologen nicht standhalten, daß diese ihn möglicherweise vielmehr als den Rest eines infantilen oder prähistorischen Urelebnisses erklären werden. Aber es fragt sich, ob einem mit solchen Erklärungen unseres Verlangens nach Feiertagen wirklich gedient ist, oder ob man nicht besser daran tut, ein Phänomen nativ als Phänomen hinzunehmen und sich daran zu freuen, anstatt sich zynisch in die Kindheit zurückführen zu lassen, die man gottlob hinter sich hat, oder gar zu einem höchst problematischen Abnen aus der Urmenichtheit, der möglicherweise nicht einmal mit uns verwandt ist. Ein Sonnenbad zu nehmen ist ein Erlebnis, den Sonnenstrahl durch ein Prisma zu brechen das Handwerk eines Physikers, und für den lebendigen und empfindsamen Menschen bleiben Feuer, Wasser, Luft und Erde Elemente.

Der Mensch will feiern — und gleichgültig ist ihm das Warum. Er will nicht an den Frühlingsbeginn oder an die Gründung der Internationale, den Sieg bei Sedan oder die Geburtsstunde Mussolinis erinnert werden — er will all das nur als Vorwand, aus dem Alltag herauszukommen, und zu empfinden: Ich bin nicht nur Beamter, Arbeiter, Kaufmann, Anwalt, Portier oder Hebamme — ich bin nebenher auch ein Mensch unter Menschen. Ich habe außerberufliche Gefühle, und wenn ich auch nicht weiß, woher sie kommen oder wohin sie gehen, ob sie Illusionen, „Komplexe“ oder Magie sind — sie sind da, denn ich spüre sie. Darum brauche ich die Feiertage, an denen ich sie ungehemmt und ohne die Angst ausströmen lassen kann, von meinem Chef oder mir selbst dafür gerüffelt zu werden. Ein Feiertag ist etwas Besonderes, weil es mich und meine Mitmenschen zu etwas Besonderem, nämlich zu etwas Einfachem, macht. Also habe ich auch an solchem Tage Vergnügen an besonderen einfachen Dingen: an Ostereiern und Osterhasen und Weidenkätzchen und allem, womit ich anderen und mir eine Freude mache. Ich will weder fromm noch klug, sondern ganz einfach fröhlich durchar sein, daß ich als Mensch lebe und mit Menschen lebe. Fröhlich! Das ist es! Und Ostern bedeutet uns: Fröhliche Ostern!

monopol zu durchbrechen. Gleichzeitig fordert er seine Anhänger zur Nachahmung auf, also zum Ungehorsam gegen die englischen Gesetze.

Wie vor dreißig Jahren beim Burenkrieg, so gibt es auch heute angesichts der indischen Ereignisse wieder viele Deutsche, die Englands letzte Stunde gekommen glauben und sich hierüber freuen. Und wie damals der barbarische, dummschlaue Ohm Krüger sozusagen als Vertreter des deutschen Idealismus in partibus infidelium galt, so wird heute Gandhi als der Idealist gefeiert, der gegen das brutale, falsche Albion aufgestanden sei. Gandhi, von seinen Anhängern Mahatma — „die große Seele“ — genannt, ist bei uns geradezu volkstümlich geworden durch das Buch von Romain Rolland, eine Art Biographie, die dem guten Herzen des Dichters alle Ehre macht, aber die traditionelle französische Klarheit des Geistes vermissen läßt. Gandhi ist ebenso wenig der idealistische Kämpfer, wie es Ohm Krüger gewesen ist. Der Idealist Gandhi ist ein Propagandist der Großbourgeoisie. Die große Seele nimmt Geld von den indischen Baumwollindustriellen; diese Seele ist so groß, daß die sechzig Millionen Parias in ihr keinen Platz haben. Gandhi weigert sich ausdrücklich, irgend etwas für sie zu tun.

Diese Behauptungen widersprechen

in scharfem Wettbewerb mit den englischen Baumwollindustriellen. Deshalb haben vor einigen Tagen die cotton-mills-Herren einen dreimonatigen Streik gegen die Einfuhr englischer Baumwollwaren beschlossen.

Zweitens hält kein ernsthafter englischer Politiker die Politik Gandhis, zum mindesten seit fünf Jahren, für besonders gefährlich. Es gibt in Indien Männer, die von den Engländern viel ernster genommen werden als Gandhi.

Drittens findet Gandhis Marsch und erst recht seine Propaganda, gemessen an einem Volk von fast 300 Millionen Menschen, einen nicht sehr starken Widerhall. Wie verhältnismäßig schwach der ist, konnte Gandhi selbst täglich auf seinem Marsch zum Meer erkennen. Täglich und immer wieder stellte er fest, in jedem Dorfe, wo er gerade sprach, wie bedauerlich es sei, daß nur so wenige Personen mit der Handspindel arbeiten.

Danach wird man die Menge der Sympathietelegramme wohl anders zu beurteilen haben, als es bisher vielfach bei uns geschehen ist. Immer hat es in Deutschland die Unsitte gegeben, daß ausländische Bewegungen über- oder unterschätzt wurden. Das Verhalten der deutschen Öffentlichkeit zum Falle Gandhi war also zu erwarten. Friedrich STERNTHAL.

Schönes Wetter,

Hoffentlich ist wirklich schon schönes Wetter, wenn Sie diesen Aufsatz lesen.

Sie scheinen unauflöslich zusammengehören. Jetzt, wo das schöne Wetter beginnt, beginnt man die schlechten Bücher zu lesen. Oder soll man sich etwa ein anspruchsvolles Buch hinnehmen ins Boot, auf den Badestrand, in den Tennisklub, ins Wöckendhäuschen oder ins Zelt? Man will sich doch zerstreuen, man will doch ausruhen, nicht wahr? Also nimmt man eines jener „Unterhaltungsbücher“, über die wir uns freilich schwer werden verständigen können, weil mir die erste und wichtigste Voraussetzung zum Verständnis fehlt: sie langweilen mich nämlich. Ich hab's also in diesem Fall besonders leicht.

Aber im Grunde hat es niemand schwer. Er muß nur etwas in sich korrigieren, in seiner Beziehung zu Büchern; er muß eigentlich nur zwei falsche, aber allgemein für richtig gehaltene Sätze in sich ausstreichen. Der erste lautet: daß Bildung etwas sehr Langweiliges und Unangenehmes sei; der zweite: daß Zerstreuung etwas sehr Angenehmes und Erfrischendes sei.

Zerstreuung erfrischt gewiß nicht. Bloße Zerstreuung macht öde und müde. Was erfrischt, ist ein Zustand von innerem Offen-sein, von Wachheit und gleichzeitig von Festigkeit, etwas Gehalten-Kräftiges und dabei Lockeres, Entspanntes; etwas, was sich sehr schwer beschreiben läßt, was aber sicher jeder kennt.

Es gibt Bücher, die diesen Zustand fördern, gute und schlechte; es gibt Bücher, die ihn verhindern, gute und schlechte. So steht die Sache. So muß die Lektüre für draußen ausgesucht werden.

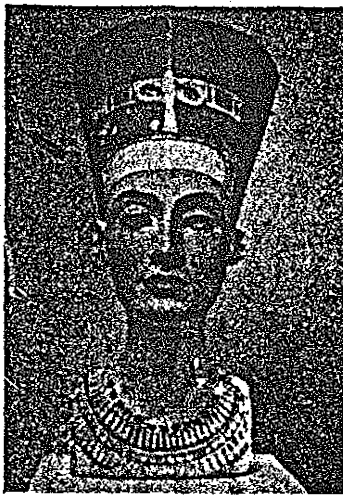
Ich glaube, es war der Komponist Glück, der nicht anders komponieren konnte als an warmen Tagen, unter einem breiten Nußbaum seines Gartens nackt in einer bestimmten grünen Holzwanne sitzend, die mit frischem Quellwasser gefüllt war. Ich glaube bestimmt, er muß es gewesen sein — weil man es nämlich seinen Kompositionen anmerkt, daß sie so aufgezichnet wurden. Sie duften noch nach den äußeren Umständen ihrer Entstehung: nach Garten, Quellwasser, Gras, Blumen, breitem, uraltem, hochwipfligem Baum. Dieser Mann — was es wirklich Glück? Ich kann es zu

Der Streit um die Königin

Die schöne Königin Nefretete, die auf dem besten Wege war, ein Wahrzeichen Berlins zu werden, wird nun endgültig im Berliner Ägyptischen Museum durch den König Amenhotep und den Hohepriester Renofer ersetzt. Damit hat ein jahrelanger Streit um den Kopf der Königin ein ruhmloses Ende gefunden, das wir nicht unbeachtet lassen können. Der Sachverhalt ist kurz der folgende:

Als seinerzeit Nefretete mit einer Anzahl anderer Altertümlichkeiten von deutschen Archäologen ausgegraben wurde, stand es laut Vereinbarung der ägyptischen Regierung frei, eine von ihr selbst zu bestimmende Hälfte der ausgegrabenen Schätze für sich zu behalten. Die Ägypter wählten nach langem Ueberlegen eine Anzahl wissenschaftlich sehr wertvoller Stücke und überließen die andere Hälfte, darunter auch die Nefretete, Deutschland. Von einem Rechtsanspruch der Ägypter auf die Königin kann also keine Rede sein.

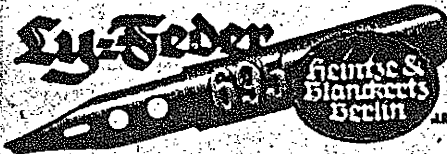
Erst nachdem es sich langsam herumgesprochen hatte, daß die Nefretete sozusagen die schönste Frau der Welt sei, erklärten die Ägypter kurzerhand, die Königin sei von Deutschen gestohlen worden, und verlangten die bedingungslose Wiedergabe des Kopfes. Trotz der beispiellosen Hetze der ägyptischen Presse, und trotz der Drohung, den deutschen Ägyptologen jegliche Ausgrabungen zu verbieten, hat Deutschland während der Amtszeit des Kultusministers Becker, der als hervorragender Orientalist mit der Frage gut



vertraut war, den Kopf nicht zurückgegeben.

Inzwischen wurde aber Nefretete zu einer Art ägyptischer Nationalheldin, und ihre Rückgabe zu einer politischen Angelegenheit, mit der sich zuletzt König Fuad höchst persönlich zu befassen begann.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Reise Fuads nach Deutschland von der Hoffnung eingegeben war, den Kopf der Nefretete als Geschenk zu erhalten, um mit Hilfe der alten Königin sein Ansehen in Ägypten wenigstens



Die neue ODEON-PLATTE!

RICHARD TAUBER. „Wohlauf noch getrunken“ / „Am Brunnen vor dem Tore“ O-4937

Sie können nicht jedes gute Buch kaufen! Abonnieren Sie daher bei dem

„MODERNEN BÜCHERBOTEN“

Die gesamte moderne Literatur wird Ihnen ins Haus geliefert. (Wöchentlich zwei Bücher nach eigener Wahl. Für unwichtige Leser besondere günstige Bedingungen.)
Paul Baummann, Buchhandlung
Abteilung Leihbibliothek / Tel. Bismarck 4511
Charlottenburg 14, Wilhelmsdorfer Straße 96/97

DLW 6 (1930) 16-17, S. 178

ZEITCHRONIK DER LITERARISCH

Aus Deutschland

Der Streit um die Königin ein wenig zu heben. Zum Glück sah die deutsche Regierung nicht ein, weshalb sie durch Geschenke einem wenig sympathischen orientalischen Despoten zu einem besseren Rufe verhelfen sollte, und die Nefretete blieb in Deutschland. Inzwischen ging aber Becker, und die Drohungen, deutschen Ägyptologen selbst das Betreten Ägyptens zu verbieten, nahmen derart zu, daß der jetzt stattfindende Umtausch — der ja sonst zwischen den Museen üblich ist — nur als Scheingeschäft angesehen werden kann: sonst wäre es ja offenkundig, daß Deutschland einen „Diebstahl“ zugeht. Denn der Umtausch von Museumsgegenständen ist ja nur dann zulässig, wenn er auf der Basis der Gleichberechtigung vor sich geht, nicht aber, wenn eine Partei die andere eines „Diebstahls“ beschuldigt und ihr weitere Arbeitsmöglichkeiten zu sperren droht. Die Tauschstücke sind aber künstlerisch völlig ungleichwertig. Die Sandsteinstatue des Königs Amenhotep und die weitaus bedeutendere stehende Statue Renofers, eines Priesters aus dem alten Reiche, sind zwar sehr wertvolle Gegenstände, aber doch nur glänzende Exemplare einer weitverbreiteten Kunstart, denen man eine ganze Reihe ähnlicher zur Seite stellen kann.

Die Königin Nefretete, das einzigartige, mit nichts vergleichbare, wirklich göttliche Werk eines genialen Künstlers, der die zarte Linienführung der leicht degenerierten Züge mit der Kraft eines modernen Bildhauers vollendet hat, ist ein Objekt von künstlerischer Weltbedeutung, und ihre Preisgabe ganz gleich, unter welchen Umständen sie geschieht, beinahe ein Kulturskandal, insbesondere aber, wenn sie unter dem Druck der ägyptischen Drohungen zustande gekommen ist.

Wollen wir uns also nichts vormachen: wir sind zur Rückgabe der Nefretete gezwungen worden; schade, daß wir uns zwingen ließen!

E. B.

Zum diesjährigen Preisrichter der Kleiststiftung wurde in der Hauptversammlung Dr. Ernst Heilborn gewählt, an den die Bewerbungen um den Kleistpreis bis zum 31. August zu richten sind. In den Jahren 1931 und 1932 werden Karl Zuckmayer und der Direktor der Hamburger Kammerspiele, Erich Ziegel, den Kleistpreis verteilen. Der Vorstand der Kleiststiftung, der für drei Jahre gewählt wird, hat diesmal eine neue Zusammensetzung erfahren; es gehören ihm an: Fritz Engel, Hanns Martin Elster, Lutz Weltmann, Arthur Bloesser und Leopold Jellner.

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller hat auf seiner diesjährigen Generalversammlung Thomas Mann zum Ehrenmitglied ernannt. Thomas Mann ist seit drei Jahren als erster Vorsitzender des Gaues Bayern in aktiver Weise für den Schutzverband tätig. Zum ersten Vorsitzenden des gesamten Verbandes wurde in der gleichen Versammlung, nach dem Rücktritt Arnold Zweigs, Arthur Bloesser gewählt, der nunmehr mit dem geschäftsführenden Direktor, Werner Schendell, die Leitung der größten und bedeutendsten deutschen Schriftstellerorganisation betreut.

acr.

Aus Frankreich

EIN INTERNATIONALER DRAMENWETTBEWERB

Ein großer Wettbewerb zwischen den Dramatikern aller Nationen ist in Frankreich eröffnet worden. Das ausgezeichnete Stück wird auf einer der ersten Pariser Bühnen aufgeführt werden. Preise werden für die zehn besten Werke vergeben.

Auf nähere Anfragen erteilt die „Revue Internationale du Théâtre et des Beaux-Arts“ (Paris/27, rue Saint-Georges) Auskunft.

DIE BIBLIOTHEKEN DER WELT

In Frankreich sind interessante Zahlen über die Bibliotheken der Welt veröffentlicht worden:

Es gibt demnach auf der Erde 1038 öffentliche Bibliotheken mit 181 Millionen Bänden. An der Spitze steht Deutschland mit hundert

Büchereien und 19,6 Millionen Büchern. Folgt Frankreich mit 19,8 Millionen Bänden vor England, das an dritter Stelle steht. Die größte Bibliothek der Welt ist die „Bibliothèque Nationale“ von Paris, in deren Räumen 4,5 Millionen Bücher gesammelt sind. An zweiter Stelle steht die Leningrader Staatsbücherei mit 4 Millionen.

I. R. K.

Da die seinerzeit im Verlag des Mercure de France erschienenen Frühwerke von André Gide meist vergriffen waren, gibt der Dichter von ihnen eine Neuausgabe im Verlag Gallimard. Der ursprüngliche Text wird gewissenhaft respektiert; aber Gide gibt zu diesen Büchern Einleitungen, in denen er darlegt, wie er heute zu diesen „abgelegten Schlangenhäuten seiner Entwicklung“ steht. „Robert“, die E. R. Curtius gewidmete Ergänzung zu dem kleinen Roman „L'École des femmes“ ist bei Gallimard in einer Vorzugsausgabe erschienen.

Der rührige Verleger Viktor Attinger, der für die Übersetzung guter deutscher Dichtung ins Französische schon so viel getan hat, präsentiert eine sechsbändige Serie deutscher Romantiker in vorzüglichen Ausgaben. Die Serie wird eröffnet mit der eben erschienenen „Prinzessin Brambilla“ von E. Th. A. Hoffmann. Es folgen Hölderlins „Hyperion“, Jean Pauls „Fastenpredigt“, W. Hauffs „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, Novalis „Europa und die Christenheit“, Tiecks „Reise ins Blaue“.

F. C.

Aus England

WÖCHENTLICHES SHAW-BULLETIN

Die in Vorbereitung befindliche Gesamtausgabe der Werke Bernard Shaws wird unter anderem einen bisher nicht veröffentlichten Roman enthalten, den Shaw als Vierundzwanzigjähriger geschrieben hat. Der Titel des Romans ist „Immaturity“, und das Manuskript wurde vor fünfzig Jahren von einem halben Dutzend Verleger abgelehnt. Als Lektor eines der Verleger, die damals das Buch zurückgeschickt haben, fungierte George Meredith, der berühmte Romanschriftsteller. Das Manuskript ist inzwischen bei Shaw in irgendeinem Schrank verschimmelt und soll deutliche Spuren von Mäusezähnen aufweisen. Shaw hat das Manuskript jetzt mit einigen

Fünftausend verfassten seinen den scher von Pe teilw legen unter Musi liber di B view selbst Hera geben wies eigen det, Revi müß

EIN WIL

von ferti, Wod trägt und Kom

EINJ D. H D

eine die, tiner worc von Lone Vert besch seine gescl Band arbe stell Seck gers

wer gült Qua inne sind sich sich rabi Sie noel U ang Ich S man nich Mar zum M J: nich such

A

Schönes Wetter, schlechte Bücher

und beunruhigend als die sozialistische, steht also innerhalb desselben dialektischen Vorganges, in welchem eben ein gereizter Körper nach einem entgegengesetzten Stimulus, nach einer „Zerstreuung“ verlangt.

Deshalb möchte ich heute daran erinnern, daß man nicht immerfort, nicht ohne jede Unterbrechung moderne Bücher lesen muß. Wir wissen, daß z. B. auch Lenin, mitten im Feuerbrand, den er zu meistern und zu lenken hatte, bis zu seinem Tode, Puschkin, Gogol, Tolstoi und andere russische Klassiker immer wieder gelesen hat; wir kennen die Vorliebe Marxens für römische und griechische Klassiker, die Vorliebe Bismarcks für Shakespeare; wir kennen die klassische Handbibliothek Napoleons, die in eigens eingerichteten Behältern über alle Schlachtfelder Europas geschleppt wurde: Keine Angst also, man könnte dadurch den Aufgaben der Gegenwart entfremdet werden! Es gibt

SIGRID
UNDSET

hat jetzt zum ersten Male
einem deutschen Blatt einen
Roman zum Abdruck gegeben: sie veröffentlicht „Frau Hielge“ von Mitte April an

Wladimir Majakowski †

Für die Generation, die die Revolution mitmachte, für das Geschlecht, das 1917 zur Macht kam, war Majakowski der einzig wahre Wortführer jenes vierten Standes der Halbanalphabeten, der Halbgebildeten, der naiven Autodidakten, der Proletarier die ein Jahr lang die Arbeiteruniversitäten besuchten, der kleinen Angestellten die eine Broschüre über den Marxismus gelesen hatten, kurzum jener Millionen von Einviertelintellektuellen, die fast allein die Revolution auf ihren Schultern trugen.

Von ihnen stammte Majakowski und ihnen brüllte er seine genialen Halunkenverse vor. Der Halunkendichter — diese Bezeichnung wird an Majakowski haften bleiben, und es gibt in der Tat keinen andern Dichter, der den Titel Halunke mehr verdient hätte. Wenn Majakowski in einem Gedicht dem lieben Gott vorschlägt, das Paradies in ein Bordell umzuwandeln, wenn er die gesamte Menschenkultur auspeift, wenn er seine Gedichte „sich selbst, dem Heißgeliebten“, widmet, so ist das weder Gotteslästerung noch Geschmacklosigkeit, es ist einfach die Unbeholfenheit eines Wilden, der die Geschäfte in der rue de la paix bewundert und nicht weiß, wozu eigentlich all die ausgestellten Gegenstände dienen. Und wer wird es dem Wilden übelnehmen, wenn er eines Tages mit einem schweren Pflasterstein die Glasscheiben einschlägt?

Solch ein Wilder in der Literatur ist Majakowski. Als die Welt 1917 zugrunde ging, als sämtliche Dichter Rußlands in Klagen ausbrachen, war Majakowski der Einzige, der im Namen seiner „150 Millionen“ los-

brüllte: „Genug der göttlichen Süße, Brot wollen wir fressen, mit Weibern wollen wir schlafen.“ Wohl im Gegensatz zu den meisten Revolutionsliedern der Welt waren seine Verse keine „Stilisierung“, sondern einfach das aufrichtige Gebrüll eines hungernden, mordenden, blutenden, kämpfenden, in das Leben verliebten Halunken und Genies. Man kann heute ohne Uebertreibung sagen, daß die russische Revolution, daß der Bürgerkrieg ohne Majakowski „literarisch unergiebig“ gewesen wären. Die Note des Galgenhumors, des Halunkenzynismus, die Majakowski der Revolution verlieh, ist in der Literatur einzigartig.

Majakowski war ein Genie, ein derbes Genie. Seine Visionen sind erschütternd in ihrer genialen Primitivität. Es sind nicht die zarten Visionen eines Block, nicht das weiche Barock eines Jessenin, es sind gigantische Reliefs von groben Barbaren und Helden, die in Stein gehauen sind. Man lese seine „150 Millionen“, seine „Wolke in der Hose“, sein „Mysterienbuff“, seine Lyrik und seine Satiren, sie enthalten das Epos der ganzen Revolution, den Schrei eines lebensfrohen Gassenjungen und Kämpfers, denn Majakowski war beides, es gibt in ganz Rußland niemand, der in gleicher Weise die Bezeichnung genialer Dichter und überzeugter Revolutionär verdient hätte.

Majakowski hat Selbstmord verübt, die unbegreiflichste Tat für einen Menschen seines Formats. Es geht hier nicht an, die Gründe seiner Tat zu erforschen.

ESSAD-BBY

Friedrich Wolters †

Der deutschen Oeffentlichkeit, dem Tagesbewußtsein, waren die Namen mancher Träger der großen von Stefan George entfesselten und geleiteten geistigen Bewegung geläufiger als der des uns jetzt schnell und doch im Augenblicke der Erfüllung entrissenen Forschers und Dichters. Friedrich

kreis, von Herrschaft und Dienst. „Herrschaft und Dienst“ enthält in knappem, sehr gedrängtem Zusammenschluß die geschichtsphilosophische, dabei lebendigste Erkenntnis dieser Leben und Zeit gestaltenden Doppelung; und wer sich über das für Tat und Betrachten wesentliche Grund-

Seite 3:

Seite 5:

Seite 7:

OTTO



Morge
Morge
(Börse)



Nach
seine

D

Der Fil
Wenn es i
der polizi
schiffen, s
rybdis de
an sich e
Laufe de
ten Zensu
hat dami
Lampe Au
möglichke
Film mit
und „kü
oder nicht
Ausschuss
lichkeiten
kommt, en
Film gev

DLW 6 (1930) 18, S. 1

LETES WAS SIE NOCH NICHT WISSEN

genen Orten her gesamen lassen und vor ihre on ausgeben. Wenn sie were und in die Mytho- Redensarten in die Car- nen, um bei denen Unver- Ansehen eines gelehrten halten.

n betrügen: wenn sie aus en den Autoren an Bü- ie von ihnen rezensiert enige, was zu tadeln ist, en. Wenn sie nur die che die Verleger ihres legen, mit vielen Lob- ensieren. Wenn sie ihre r rezensieren. Wenn sie allerhand paradoxe Mei- hten und dazu einige Zi- enklauen und ohne Con- ren.

gibt, sich aus unserem Geistliche und Mönche von Betrügereien es mit l Roßtäuschern leicht auf- id wenn man an Hand eichnisses abwägt, wessen erer sind, die der Fürsten n oder die der Unterthä- t sich, daß die Verbrechen nen zumeist passiver Art hanen betrügen: wenn sie ngen die Finger nicht mit recken. Wenn sie bei Auf- ichtzung nicht alles treu- u. Die feudalen Schwin- en auf vier engbedruckten zählt, die der Untertanen nzigten. Fürsten betrügen r als Untertanen. Auf fast on A bis Z, von Aerzte äcker, von Advokat bis r, marschieren hier die lereien auf, die das Leben machen. Abgeordnete be- rkschaftsbeamte betrügen, schaften betrügen, Manne- gen, Rundfunkbastler be- unter anderen Leitworten die uralten Betrüge neu- berufsgruppen.

it nun, daß der Coburger tmann George Paul Hönn t: wenn er vorgibt, mittels tzeingerichteten Betrugs- rinnen die meisten Be- in allen Ständen, nebst der dienenden guten Mit- et werden“, die Leser vor schützen.

Arno SCHIROKAUER

Schleppe oder kurzes Kleid?

Die Rundfragen und das Getue der Boule- vardpresse um dieses weltentscheidende Pro- blem der neuen Frauenmode nimmt kein Ende.

Um dem alten Ben Akiba wieder mal recht zu gehen, veröffentlichen wir hier das erste gedruckte Gedicht Rilkes, das, im Jahre 1891 im Wiener „Interessanten Blatt“ (Nr. 37) er- schienen, dem gleichen Problem und einer ähnlichen Rundfrage seine Entstehung ver- dankt:

SCHLEPPE ODER KEINE SCHLEPPE?

Die Schleppe ist nun Mode — verwünscht zwar tausendmal, schleicht keck sie sich nun wieder ins neueste Journal!

Und so dann diese Mode nicht mehr zu tilgen geht, da wird sich auch empören die „strenge“ Sanität; ist die dann auch im Spiele und gegen diese Qual, daß man geduldig schlucken soll Staub nun sonder Zahl — schnell, eh man es noch ahndet, die Schleppe vergessen sei, eh sich hinein noch menget gar ernst die Polizei. Die müßte an den Ecken mit großen Scheren stehn, um eilends abzutrennen, wo Schleppe noch zu sehn.

René RILKE in Prag, Smichov

Ein Pazifist vor 6000 Jahren

„Soldaten der Feder, sechs Jahrtau- sende schauen von der Spitze der Pyra- mide der Literatur auf euch nieder.“ Der alte Heinrich Brugsch, der diesen schönen Satz aussprach, war gewiß oft zu Uebertreibungen geneigt, in diesem Falle aber hatte er recht. Die Welt- literatur ist tatsächlich 6000 Jahre alt und ihre ältesten Spuren finden sich im Lande der Pyramiden. Seit 6000 Jahren wird gedichtet, kritisiert, pole- misiert und sogar Pazifismus gepre- digt. Jawohl, Pazifismus.

Leider ist uns der Name des ersten pazifistischen Literaten der Welt nicht erhalten geblieben. Man weiß nur, daß er zur Zeit des kriegesischen Ramses lebte und mit Entsetzen feststellte, daß der literarische Nachwuchs seiner Zeit immer weniger Sinn für die schönen Künste aufbrachte, dafür iramer mehr zu begeisterten Anhängern der Kriegs- taten würde. Die jungen Literaten wollten nicht mehr arbeiten, bezeich-

neten die literarischen Schulen als „Häuser der Züchtigung“ und den an- gehenden Literaten als einen Mann, „dessen Ohren auf dem Rücken sitzen“. Dafür strömten sie aber in Scharen zum Militärdienst, wurden fescche Leut- nants und zogen mit dem großen Pharaon nach Syrien in den Krieg.

Der entrüstete alte Literat konnte diese verderblichen Neigungen nicht mit ansehen. Er setzte sich hin und schrieb ein polemisches Buch gegen die moderne Jugend, von dem einzelne Bruchstücke bis heute erhalten geblie- ben sind, weil sie — dieses sei zum Lobe der alten Aegypter gesagt — später in Schul-Chrestomathien aufge- nommen wurden.

„Werde nicht Offizier mein Sohn“, schreibt der alte Literat, „wer zum Offizier geboren wird, liegt, kaum aus dem Leibe der Mutter gekommen, schon hingestreckt vor seinem Vorge- setzten. Man bringt ihn in die Kaserne und prügelt ihn, damit er stramm steht, dann prügelt man ihn wieder, damit er noch strammer steht. Ist er durchs Prügeln zerschlagen, dann schickt man ihn nach Syrien und unter- wegs stehlen ihm die Diebe die war- men Sachen, die ihm die Mutter auf den Weg mitgab. Er friert und hun- gert. Seine Vorgesetzten lachen ihn aus. Die Generäle, die Obersten und die Kriegsschreiber gehen alle beim Könige ein und aus und sagen ihm: „du kannst arbeiten“. Auf dem Wege in der Wüste trägt der Offizier selbst seine Sachen, wie ein schwerbeladener Esel, denn sein Sklave ist ihm weg- gelaufen. Sein Getränk ist stinkendes Wasser; ist er mit dem Marsche zu Ende, so muß er sofort Wache halten, und kommt er endlich vor den Feind, so zittert er vor Angst und hat keine Kraft in seinen Gliedern. Kommt er heim nach Aegypten, so fehlt ihm ein Auge oder ein Bein, keiner achtet auf ihn, er ist wie ein Holz, das der Wurm fraß. Er ist krank, man bringt ihn auf einem Esel an. Er ist tot, während er noch lebt. O mein Sohn, wende dich ab von dem Glauben, daß der Offizier es besser habe als der Literat.“

Nun folgt ein Loblied auf den Lite- raten.

„Werde ein Literat, mein Sohn“, heißt es dort, „der Literat arbeitet wann er will, und seine Arbeit bringt ihm Ruhm und Ehre ein. Alle benö- tigen ihn, jeden ehrt der Umgang mit ihm, und selbst der Pharaon hat alle Literaten von Steuern befreit. Der

sici, der Ureinwohner der Nieder- lausitz. Statt alberne Lieder zu singen, flöten die ehrlichen Deutschen schon

im vergangenen Jahr 860 000 Reichs- mark verdient. Sein Porträt ist kürz- lich in der illustrierten Beilage der

Literat braucht gar keine Abgaben zu zahlen, er beschäftigt sich mit schönen Dingen. Werde ein Literat, mein Sohn, usw."

Merkwürdigerweise wurde diese schöne Antikriegspropaganda vom kriegserischen Ramses geduldet. Die Zensur war damals augenscheinlich noch nicht erfunden. Vielleicht aber überließ es der Pharao den jungen Literaten, sich gegen die Angriffe zu wehren, denn das alte Aegypten kennt nicht nur Belehrungen, sondern auch polemische und kritische Arbeiten. Diese ältesten Kritiken der Welt, die vielleicht von demselben pazifistischen Literaten stammen, sind auch erhalten geblieben, und zeigen, daß die Grundsätze der literarischen Kritik sich in Jahrtausenden nur wenig verändert haben. Zwar wird in einer Kritik die Sprache eines Werkes mit der Süßigkeit des Honigs verglichen, in einer andern heißt es aber: „Dein Werk ist allzu zusammengestoppelt. Sehr unbedeutend ist es, was über deine Zunge läuft und ganz verwirrt sind deine Sätze, und dazu kommt noch ein Ballast von Fehlern. Du zerreißt die Worte und bemühest dich nicht, ihre Kraft herauszufinden.“ Um aber den Kritisierten nicht endgültig zu beleidigen, heißt es weiter: „Besänftige dein Herz und lasse dir deinen Appetit nicht vergehen, denn immerhin sind deine Worte auf meinen Lippen sitzen geblieben, wenn sie auch sonst ein unverständliches Durcheinander sind.“

Auch eine Antwort auf solche Kritiken ist erhalten geblieben, sie lautet schlicht: „Du hast vor allen Menschen meinen Namen stinkend gemacht.“

Das pazifistische Buch, die Kritiken und Gegenkritiken sind zwar vor vielen Jahrtausenden verfaßt worden: hat sich aber seit jener Zeit wirklich Wesentliches geändert? Bei den Literaten und Pazifisten ganz bestimmt nicht; höchstens, daß inzwischen die Zensur erfunden wurde.

ESSAD-BEY

Taylor-System im amerikanischen Journalismus

Die moderne amerikanische Zeitungstechnik fügt sich wie alle anderen Industriezweige mehr und mehr in die allgemeine Standardisierung ein.

Besonders kennzeichnend für das amerikanische Verfahren ist der Weg, den eine Sensationsnachricht nimmt, bevor sie zum Druck zugelassen wird.

Drei Stadien sind in der Entwicklung jeder „Reportage“ zu unterscheiden:

I. Der Reporter — Neuigkeitensucher — bringt die „matière première“, den Rohstoff in die Redaktion und händigt seine Notizen dem „city-editor“ aus. Es handelt sich um irgendeine nackte Tatsache, die meistens im Stil eines völlig unliterarischen Menschen registriert ist.

II. Der „rewriter“ gibt der Information eine vorläufig ganz summarische Form, gibt den Rhythmus des Handlungsablaufes. Er redigiert sie, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, in korrektem Stil und liefert sie nach Bearbeitung an ein Spezialbüro, das nur den Zeitstempel aufdrückt.

III. Die „copy-readers“ stellen die endgültige Version her, in der die pittoresken, psychologischen oder pathetischen Aspekte der Nachricht hervorgehoben und wirkungsvoll formuliert sind.

IV. Der „master of the Duck“ ernennt die zugkräftigen Titel.

Auf diese Weise findet sich die Neuigkeit, die rationell wie ein Fabrikzeugnis behandelt worden ist, bei ihrer Veröffentlichung grundlegend verändert. Der europäische Leser lächelt bei ihrer Lektüre: „So etwas passiert auch wirklich nur in Amerika.“

Die Witze, die über das Verfahren gemacht werden können, liegen so auf der Hand, daß wir sie uns ersparen. Doch scheinen mir dieser Methode sehr ernsthafte und diskussionswerte Erwägungen zugrunde zu liegen, ebenso

wie sie, meiner Ansicht nach, viele Möglichkeiten bietet.

Eine Feststellung drängt von Sachlichkeit, d. h. Tatsache kann unter diesen Umständen keine Rede sein. Es wird scheinlich den Wünschen des tüchtigen Lesers entsprechend, ein angestrebtes, das mehr mit dem, künstlerischen Gestaltungsvermögen hat als mit der Verbalphotographie. Der Organisator des Taylor-Systems hat dabei die Entwicklungsstadien der individuellen künstlerischen Gestaltung gut erfaßt. Sein System entspricht dem ersten Elementarpunkt der ersten Entwicklungsstufe, dem primitiven Kompositionspunkt, dem meist langsam vor sich gehenden Prozeß des In-die-Breite-eines-Sujets, d. h. seiner Belebung. Die Ausformung der einzelnen durch anschauliche Schilderung des Milieus usw.; Punkt vier gelte gemeinen nur die Zeitung an diesem Zusammenhang von Bedeutung.

Derselbe Organisator hat erfaßt, daß ein Reporter, Qualitäten, die jedes der drei Stadien erfordert, in sich vereint, schon ein Künstlerzähler ist, und daß es niemandem gehorene Erzähler gelte um die Redaktionen zu füllen. Tat sind ja die guten Reporter eben schon längst wieder die äußersten selten, da man die verschiedenen Eigenschaften, nötig ist, nicht künstlich, d. h. eine Lehrzeit herstellen kann, wohl aber kann man sich der einzelnen Etappen durch praktische Schulung vervollkommen. Gibt ja massenhaft literarische Gabungen, entweder Leute, stisch sehr begabt sind, oder die einen Handlungsablauf wiedergeben können, oder wieder die ein äußerst feines Auge

Zuchtwahl

holt vor sich hin: „Dann erblüht der Apfelbaum...“ Vorübergehende rempeln ihn an. Sie haben ihre Arbeit beendet und eilen nach Hause. Den ganzen Tag haben sie an den Druckerpressen oder, mit übelriechenden Pelzen beschäftigt, hinter dem Ladentisch gestanden. Sie wollen möglichst bald mit den geschwellenen Füßen in weiche Filzpantoffeln schlüpfen, sich den Radiohörer umhängen und, wie Herr Stoß, sich moderne Charlestons anhören. Sie gehen selbstverständlich auf der rechten Seite des Bürgersteigs; ärgerlich stoßen sie Bräuer an: dieser

klaulen. Um was kümmert sich eigentlich die Leipziger Polizei?

Johann Brägers Buch, dessen baldiges Erscheinen im Aprilheft des „Philologischen Anzeigers“ angekündigt war, wird niemals fertig geschrieben werden. Statt dessen werden andere Bücher erscheinen: in Leipzig gibt es ja viele Druckereien. Else wird nun nichts von dem keltischen Lied erfahren. Uebrigens hat sie, offen gesagt, diese tristen Lieder schon lange satt. Der Willi von der „Dresdner Bank“ kennt weit interessantere Lieder, zum Beispiel: „Jim und ich, wir trafen uns im Life.“ Das ist lustig und das ist

körflaschen. Irgendwo hoch oben flammt der Name ein Parfüms auf. Herr Stoß ist eine solide Bestellung, das Japanerin im Kimono, goldene „Astoria“ erwartet ihn. Heute wird er sie zerlegen wie jenen.

Der Motor des Mercedeswagens des Herrn Stoß ist im Gleichtakt. Beide sind schön. Ihre Verwirrung festigt sich mit jeder Kurve.

Eine Stunde später brüllt er nachdem er eine Flasche Seife

er zur Diskus-
früher wüsten
lerische Tiere
nun in die Kri-
hlichen Rede.
n selbst, daß
mit Schmetter-
den. Der Autor
nen und guten
(eine durch-
ller deutschen
en den Kopf
kennen; aber
ören, wir von
sich spricht).
wenn ein Reiz-
tze eine Expe-
ika, um Cor-
vielmehr: sich
klar zu wer-
ide manchmal
h gläufte, alle-
nig. Sie müssen
d wenn es sich
delt.
nungen sollt Ihr
er oder Dichter
oder bewiesen,
n Dichter der
Gelegenheit,
liefern, konnte
n andere die
ich dem näch-
fragen, steckt
eilles ein.
ELSENBECK

trose Pieter: man sieht ihn, obwohl er an entscheidenden Stellen so daherredet wie kein Matrose der ganzen Welt je reden würde. (Nicht etwa zu gebildet oder zu ungebildet, sondern falsch; so redet kein Mensch in der gegebenen Situation.)

Es wird in diesem Buch sehr viel disputiert, und zwar klug disputiert. Das Niveau dieser Disputationen ist Trost im Verlaufe dieser 700 Seiten; aber auch hier ist neben unposierter, diskreter Klugheit immer wieder ein wahrhaft schamlose Naivität, neben eingängigen Formulierungen abgegriffenste Formeln, ein Pathos, das Hinterhöfen gefällt. Auf jeder Seite finden sich Sätze wie: „Er lebte im Schoße der Gebirge.“ — „Berauscht vom Duft dieses männlichen Charmes“ — „Er kämpfte das Begehren nieder, das seinen starken Körper durchlute.“ — „Um das herbe, scharf geschnittene Gesicht ging ein schmerzliches Zucken.“

Dieses Buch, das seinem Format und seinem Motiv nach einen außerordentlichen Anspruch macht, und das diesen Anspruch, wenn auch nicht durch epische, darstellende Kraft, so doch stellenweise durch sein geistiges Niveau rechtfertigt — dieses Buch ist mit einer erstaunlichen Zuchtlosigkeit geschrieben, die vor keiner Banalität des Inhalts oder der Form zurückgeschreckt ist. Otto Zarek steht an geistigem Anspruch über dem Durchschnitt der schreibenden jüngeren Generation, an formaler Gewissenhaftigkeit bleibt er hinter diesem Durchschnitt zurück. Es ist deshalb von seinem ersten großen Roman nichts anderes zu sagen, als daß einige Partien ein Talent bestätigen, das noch ausreifen muß.

Alfred KANTOROWICZ

Polnische Wirtschaft

Schiefe Bilder machen einen Autor verdächtig. In einem Buche steht zu lesen: „Israel hat den Gedanken nie verloren, daß alles Menschliche in einer übermenschlichen Wirklichkeit befaßt (!) und daraufhin geordnet ist.“ ... (in einer Legende) ist die geschichtliche Wahrheit befaßt, daß in den Besten der Zeit der große Abfall in Frankreich düstere Ahnungen erweckte.“ ... „Man verbrachte ihn über Avignon, ... wo er sich am Jubel der Menge, an der Blumenstreu der Straßen ... erfreuen konnte.“ ... „Um dieses Gestern willen, das doch so wenig vergangen war, weil es zeitlose Güter trug und sie weitergab bis auf Heute heran, suchte auch dieser neue Cäsar sich anzugründen auf den Felsen von langer Bewährung.“ Dieses falsche Deutsch ist bedingt durch schiefe Bilder, und sie sind bedingt durch die polnische Wirtschaft, die im Gehirn des Verfassers ruhmort. Er heißt Joseph Bernhart. Sein Buch soll eine Geschichte und Ontologie des Papsttums sein. Es ist betitelt: „Der Vatikan als Chron der Welt“ und erschienen im Verlag Paul List, Leipzig.

Es tut mir in der Seele weh, daß ich Paul List in der Gesellschaft seh. Das Buch gehört nicht zu ihm. Alle wahren Mystiker haben sich klar ausgedrückt, von Lao-Tse bis zur heiligen Teresa von Avila. Wer über die Geschichte der Mystik schreibt, der muß ebenfalls klar schreiben. Und wer als Deutscher über das Papsttum — die römischste Institution — spricht, von dem verlangt man lateinische Ordnung und deutsche Tiefe der Gedanken. Da es dem Autor an beidem fehlt, so darf man sich auch nicht wundern, daß er einen klaren und tiefen Denker wie Carl Schmitt in törichter Weise angreift, übrigens ohne ihn zu nennen.

Das Buch enthält zwei große Lücken: Ueber den ersten Kreuzzug und seine geistigen und seelischen Voraussetzungen ist fast nichts gesagt. Der Neothomismus wird nur im Vorbeigehen erwähnt; damit wird dem Leser das Verständnis für die letzten fünfzig Jahre päpstlichen Wirkens erschwert. Engländer, Franzosen oder Italiener wurden ein derartiges Buch in den Papierkorb werfen, weil sie mit Recht glauben, es sei nichts-würdig, daß ein inländischer Schriftsteller auf Kriegsfuß mit seiner Muttersprache stehe, und weil sie mit Recht vermuten, daß, wer nicht schreiben, auch nicht denken könne. Wir haben es satt, den Mißhandlungen der deutschen Sprache zuzusehen. Müssen Bücher gedruckt werden, weil ein Autor die Tinte nicht bei sich behalten kann?

soll eine Revolutionsheldin sein, obwohl er selbst erzählt, daß sie durch einen Zufall in den Aufruhr und in die Revolution hineingeraten ist. Sie versucht nämlich vergebens, mit dem reichen Herzog von Orléans wieder anzubäuheln. Das mißlingt ihr, und sie geht dann ebenso vergebens als eine kleine Hure auf den Strich. Da den Männern der Preis, den sie für ihren Körper verlangt, zu hoch ist, so beteiligt sie sich aus Wut und Verzweiflung an dem Aufruhr in Versailles, fängt schnell noch ein Verhältnis mit einem Offizier der Schloßwache an, aber eine Revolutionärin ist sie nicht. Nachdem sie während des weiteren Verlaufes der Revolution eine ziemlich lächerliche Rolle gespielt hat, kommt sie schließlich ins Irrenhaus und stirbt an Gehirnsyphilis.

Wahrscheinlich hat sie sich selbst für eine Revolutionärin gehalten. Aber müssen wir ihr das glauben? Muß es ihr der Autor glauben? Und muß er es uns glauben machen wollen? Jedenfalls ist ihm der Versuch nicht gelungen. Wir sind noch nicht auf die neue Romantik dressiert. Das Schicksal der Théroigne wäre ein prächtiger Stoff für einen satirischen Roman. Hans Fleisch hätte zeigen können, wie läppisch solche „Revolutionärinnen“ sind, die nicht aus politischer Leidenschaft zur Revolution kommen, sondern nur deshalb, weil sie gescheiterte Huren sind. Dieser Stoff ist gar nicht geeignet für die Blaublumenromantik. Wenn wir dem Autor einen Rat geben dürfen, so würden wir ihn bitten, nicht wieder einen historischen Roman zu schreiben, weil Hans Fleisch offenbar die Historie nur als Romantiker sehen kann. Der Autor sollte sich lieber an handfeste, gegenwärtige, unhistorische und unromantische Stoffe halten. Das Romantische ist seine eigentliche Gefahr. Wie wenig das wahrhaft Politisch-Historische ihm liegt, möge ein kleines Beispiel zeigen. Jedes Kind weiß, daß die Assignaten das berühmteste Erzeugnis der französischen Revolution, abgesehen von der Guillotine, sind. Ein Romanschriftsteller darf die Historie ändern, so wie es ihm für seine Zwecke paßt. Doch es gibt da Grenzen. Sie sind überschritten, wenn ein Autor das Inflationsgeld bereits vor der Revolution durch die Luft flattern läßt. Ebenso gut könnte er die Guillotine schon vor der Revolution arbeiten lassen.

Friedrich STERNTHAL

Romain Rolland: Das Leben des Ramakrishna

Rotapfelverlag, Zürich

Wenn ein römischer Patrizier aus seiner prunkvollen Loge auf die Arena blickte, wo die Christen von den Löwen zerfleischt wurden, verspürte er vielleicht einen gewissen Neid, eine Art Hochachtung vor primitiven Menschen, die zwar keine Strophe von Juvenal zu rezitieren, dafür aber für eine immerhin bemerkenswerte Idee zu sterben verstanden.

Sicher murmelte dann dieser interessierte Patrizier vor sich hin: „Sehr interessant, sehr interessant.“

Ein Sprachrohr dieser Patrizier der Neuzeit ist heute Romain Rolland, der seine kühle und formvollendete literarische Begabung einem jeden leiht, der von einer Idee besessen ist, der für eine Idee mit den primitiven Mitteln der alten Christen in den Kampf zieht.

Wenn Gandhi nach einer jahrelangen Askese seinen Leib vor englische Bajonette stellt, wenn indische Nationalisten Textilmaschinen vernichten und dafür von Engländern mit Gummiknüppeln geschlagen werden, wenn Tolstoi von seiner Familie flieht, oder wenn der Prophet Ramakrishna die Einheit alles Irdischen erkennt, ertönt aus der fernen ruhigen Schweiz ein kühlankerndes „Glänzend“.

Denn Rolland kommt es nicht auf das Resultat, sondern nur auf die Mittel an; er mißt keine Bedeutung dem Endziel bei, ihm genügt das Mittel der passiven Resistenz, in der er eine hohe Offenbarung des menschlichen Geistes erblickt. Er selbst aber kennt auf seinem Wege weder Qual noch Verzweiflung, sein ruhiges Talent spiegelt nur getreu das wider, was andere auf dem Wege des Geistes erschlossen und erlitten haben. Aber ist das eigentlich keine genügende Aufgabe für den Schriftsteller, der eine Brücke zwischen Osten und Westen bauen will?

So ist auch das neue Buch Rollands, eine Art Huldigung für Ramakrishna, den Heiligen, Prediger und Dichter, eine interessante Figur des modernen Indien, der seinen Anhängern (für Rolland auch?) als eine Inkarnation Krishnas gilt. Ramakrishna, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wirkte und dessen Lehre auch heute noch zahlreiche Anhänger hat, war ein typischer orientalischer Prophet, der nach einer langen seelischen Entwicklung zum uororientalischen Unitarismus kam, zur Anerkennung aller Propheten und aller Götter als einer „göttlichen Einheit“. Christus, Allah und Krishna waren ihm gleich heilig, waren ihm gleichbedeutende Symbole der Gottheit. Dem polytheistischen, im Aberglauben versunkenen Indien klang seine Lehre als eine Offenbarung, und seiner wirklich tiefen, umfassenden Religiosität verdankt wohl dieser indische Jesus die Bewunderung Rollands für ihn und seine Mission.

Ein unparteiischer Betrachter kann allerdings trotz der Argumente Rollands nicht dem Eindruck entgehen, daß Indien heute auch ideologisch nur einen Weg geht, den Europa schon längst hinter sich hat. Europa, das einen Franziskus von Assisi kennt, kann in Ramakrishnas Lehren kaum etwas anderes als den Ausdruck lokalen indischen Denkens erblicken. Darin liegt aber die positive Bedeutung des Buches. Zu wenig ist in Europa vom seelischen Leben des Riesenlandes bekannt. Die politischen Verhältnisse, die heute die Oberfläche dieses Menschenmeeres trüben, lassen nur schwer einen Einblick in die Tiefe zu. Romain Rolland gelang es, eine Quelle des geistigen Lebens Indiens zum Teil zu erschließen, und als wichtiges Material zum Verständnis der ständig größere Bedeutung gewinnenden indischen Eigenart, indischen politisch-religiösen Daseins, ist „das Leben Ramakrishnas von bleibendem Wert. Wer die inneren Zusammenhänge der indischen Geschehnisse ergründen will, wird an ihm nicht achtlos vorbeigehen.“

ESSAD-BEY

Neue Novellen von Robert Neumann

(Hochstaplernovelle, J. Engelhorn, Stuttgart, Die Blinden von Kagoll, Ph. Reclam, Leipzig).

Einen Augenblick lang erschrickt man, als der Hochstapler sich in die bleiche Fürstin verliebt, die er Candida nennt; erschrickt, weil man fürchtet, daß diese Novelle, die so stark und lustig im Tempo einsetzt, sich in Magazin-Sentimentalität verlieren wird. Um so hübscher ist dann der Dreh, daß diese Fürstin ... Nein! Wir wollen den Lesern, die man diesem erfreulichen Buch wünscht, nicht die Pointe verraten; aber wir wollen sie durch die Mitteilung verlocken, daß diese Hochstaplernovelle mehr ist als eine sehr spannende, witzige und graziös geschriebene Geschichte. Unter der Oberfläche der Fabel bemüht sich Neumann um Typisierung des Außenseitertums und um das Erlebnis der Landschaft auf südlichen Mittelmeerinseln. Es ist kein Zufall, daß er das Spiel und Widerspiel seiner Abenteuer auf das Eiland verlegt, auf dem Kirke den Odysseus und seine Gefährten verzauberte. Das Georgs-Fest in der Ruinenstadt Lianora, die gespenstische Sauf- und Jeunacht dort bilden nicht nur den Höhepunkt der Novelle, sie rücken sie in die Reihe der wirklichen literarischen Kunstwerke.

Diejenigen Leser, die nach der Hochstaplernovelle mehr von und über Neumann erfahren wollen, werden sich das Novellenbändchen „Die Blinden von Kagoll“ (Reclam Nr. 7013) beschaffen. Es enthält eine lesenswerte autobiographische Skizze des Verfassers und sieben kleinere reizvolle Erzählungen, die er selbst im Nachwort ein wenig zu hart kritisiert. Gewiß, sie sind ungleich, es sind Geschichten, die in einer Periode entstanden; da der Dichter noch auf der Suche nach seiner Form war. Wer aber einen Autor wirklich kennenlernen will, soll nicht nur die Rosinen aus dem Kuchen des Oeuvres klauben; nur der wird zu eines Dichters wahrem Freund, der ihn Schritt für Schritt auf seinem Weg zur Vollendung begleitet. Erik-Ernst SCHWABACH

egierde

der Promiscuität
tragender Bedeu-
der „Gewalt der
gie. Und weiter:
welcher Form sie
s letztlich über-
tscheidung“; kein
nen Geist; viel-
eine Resignation

wie wärs mit der
se jungen Leute,
: Otto Zarek auf
uernerfüllt; be-
: Formel wirken,
in Zuckerwasser.
konflikt, daß ihre
organischer Re-
omen: Liebe. Sie
t den ganz ein-
annenlebens, dem
und ihre kompli-
scheidendes ent-
Selbstaufgabe re-
tisen der Inferio-
und keine verant-

ammelsurium de-
mit dünnem Blut
stem. Gewiß, sie
m noch nicht re-
ndinäre Zeit. Sie
ler Epoche, denn
le siecle und die
Akteure in Otto
bieren einen gü-
leren keineswegs
t muß man dem
ß Zeitgeschichte
Zeitersehnungen
n begegnen sich.
r Westens fühlt
er zur Unterwelt
anten, Studenten,
chte, Straßendir-
chindet sich mit
irbel der Triebe.
ie ändern lassen
schr an, die Ex-
l, daß in diesem
alent gegenüber

Hauptfiguren, um
abmählt, ist nicht
er sie ausgesagt,

Walther von der Vogelweide

ZU SEINEM 700. TODESTAG

„Wer des vergaß, der tat mir leide.“
 Und dennoch ist der Name dieses größten politischen Dichters der Deutschen ganzen Zeitaltern unbekannt gewesen. Es waren die Jahrhunderte der Selbstauflösung des alten Reiches. Es war die Zeit, in der alles das geschah, was Walther nicht gewünscht hatte.

Wie hätte auch eine Zeit des politischen Verfalls sich des Mannes erinnern können, der der Entartung das Maß entgegengestellt hätte? Und wie hätten Zeiten wie die demokratische Bewegung der Reformation oder der Fürstenabsolutismus des 17. Jahrhunderts den aristokratischen Revolutionär Walther begreifen können? Er war ein Revolutionär. Von seinen Versen gegen den Papst:

„Ihr deutsches Silber wandert in meinen welschen, Schwein,
 ihr Pfaffen esset Hühner und trinket Wein,
 und laßt die dummen deutschen Laien fasten“

ging in seinem Jahrhundert eine revolutionäre Kraft aus wie 600 Jahre später von Heines Weberlied. Walthers Verse waren ein Attentat gegen die Gesellschaftsordnung seines Zeitalters. Aber das Stück Ressentiment, das in Heine steckt, fehlt bei Walther. Er war ein Revolutionär nicht aus Ressentiment, sondern weil er die Werte gefährdet sah, auf die es ihm ankam. Er sah „die schenkenden Tugenden“, wie sie Nietzsche später genannt hat, vom Chaos bedroht; und es ist die Paradoxie, es ist die Tragödie in Walthers Leben gewesen, daß er zur Rettung der von ihm heilig gehaltenen Werte keinen anderen Weg sah als den revolutionären Aufruf gegen die heilige Ordnung der mittelalterlichen Welt. Wenn er dem König zuruft: „Philipp, setz die Krone auf, und laß sie treten hinter dich“, so verlangt damit der

Dichter den Krieg gegen den Papst, das Haupt Europas.

Friedrich II. von Hohenstaufen hat gleichviel ob bewußt oder nicht das politische Programm Walthers durchzuführen versucht. Der Versuch endete mit dem Untergang des deutschen Kaisertums, mit der Zerspaltung der gesamten abendländischen Gesellschaftsordnung, mit der Entartung des Papsttums. Siebzehn Jahre nach Walthers Tod ist bereits der Zustand da, den Dante mit verzweiflungsvoller Trauer schildert. Gewiß, dieses Ergebnis war nicht das Werk und nicht der Wille Walthers. Aber die Flamme, die aus seinen Liedern wehte, hat die Voraussetzungen mit geschaffen, die den Zusammenbruch überhaupt erst möglich gemacht haben. Es ist das Verhängnis aller großen revolutionären Dichtung, aller revolutionären Prophezie, daß sie im Reiche der Wirklichkeit zum Mittel wird unter den Händen von Gwalthabern, und daß diese Hände nicht nur zerstören, was dem Propheten zerstörend wert, sondern auch was ihm bewahrenswert erschien.

Walther wollte das Maß, und es entstand das Chaos. Er wollte das Gleichgewicht in der politischen und gesellschaftlichen Ordnung des Abendlandes, und es entstand die nie wieder geheilte Spaltung. Wer kann sagen, ob dieser prophetische Geist in seinen letzten Tagen nicht auch diese Verhängnisse vorausgesehen hat! Der Gesang, mit dem er Abschied vom Leben nimmt, läßt es vermuten:

„Die Welt ist außen süße,
 weiß und grün und rot,
 doch innen von schwarzer Farbe
 und finster wie der Tod.“

Doch über dem Trümmerfeld seines politischen Hoffens wölbt Walther den schimmernden Regenbogen seiner Lyrik.

Friedrich STERNTHAL

Die neue Führerin der indischen Nationalbewegung

Sarojini Naidu, „die indische Nachtigall“, wurde an Stelle Gandhis offiziell zur Führerin der indischen Nationalisten in ihrem Kampfe gegen England gewählt. Wohl zum erstenmal in der Geschichte des Orients tritt damit eine Frau und eine Dichterin als politische Prätextentin eines Riesenkontinents auf. Man kann allerdings von der indischen Parallele des göttlichen Annunzio kaum mehr als einen meteorhaften Glanz am Firmament der Politik erwarten. Dichter als Politiker pflegen selten von Erfolg gekrönt zu sein. Doch ist schon die Tatsache, daß eine Bewegung im Augenblicke der höchsten Not eine Dichterin wie Naidu zur Führerin erhebt, charakteristisch genug für die phantastische indische Revolution. Denn Frau Naidu ist nicht nur eine große Dichterin, sondern — und das scheint uns überhaupt der springende Punkt des indischen Nationalismus zu sein — vor allem eine große englische Dichterin.

Die Bücher Naidus sind englisch geschrieben, ihre lyrischen Werke, wie „Die goldene Schwelle“, „Der Vogel

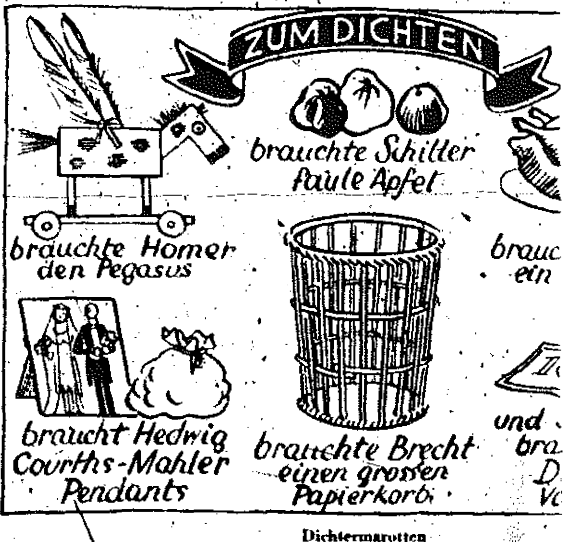
der Zeit“, „Gebrochene Flügel“ sind in Kanada, Australien und England zumindest ebenso zu Hause, wie in Indien. Das ist vielleicht die größte Tragödie des indischen Nationalismus: um gemeinverständlich auf England schimpfen zu können, muß man sich in Indien der Sprache Shakespeares bedienen. In einem Interview mit ihr, das seinerzeit in der „Literarischen Welt“ veröffentlicht wurde, sagte mir Frau Naidu: „Meine Arbeiten sind aus dem Englischen in die Sprachen Indiens übersetzt worden.“ „Warum schreiben Sie nicht in Ihrer Muttersprache?“, fragte ich damals. „Unsere heimatliche Sprache“, antwortete die heutige Führerin der Nationalisten, „ermöglicht nur eine Provinzliteratur. Eine allindische Literatur ist nur in englischer Sprache möglich.“

Ihre Reden, die sie jetzt in ihrer bengalischen Muttersprache hält, sollen die Macht Englands brechen. Wir glauben nicht daran. Doch wissen wir, daß es Augenblicke gibt, in denen auch der weltfremdeste Dichter sich in den praktischen Kampf mit dem Gegner stürzen muß.

Aus dem Inhalt:

- Seite 3: Die Don Carlos-Parodie von Max Reinhardt / Der Landwe
 „Mild und mächtiges Erbarmen“ von Guido Gestle
 Seite 5: Über Kappens „Heeresbericht“ von Ernst Toller
 Seite 7: Pariser Tagebuch von Walter Benjamin

OTTOMAR STARKES KLEINE LITERATURBUCH



Der tierische Ernst

Hier ein weiterer Beitrag zu Axel Eggebrechts Ausführungen in Nummer 4 dieser Zeitschrift:

Unter dem Titel „Zensurenkonferenz als Hörspiel“ berichtet ein Berliner Blatt, daß Habschwerdter Gymnasiasten, um die in der Lehrerkonferenz verhandelten Zensuren und Osterversetzungen möglichst rasch zu erfahren, auf dem Wege durch den Schornstein in den Kachelofen des Konferenzzimmers ein Mikrophon eingebaut hätten, um die Konferenz abzuhehren. Unglücklicherweise versagte in jenen Tagen die Zentralheizung, der Ofen mußte geheizt werden, und so wurde die Anlage entdeckt; ebenso die Schuldigen.

Was nun geschah? Sie meinen, die Lehrer hätten gelacht, die Uebeltäter formhalber zwei Tage in den Karzer gesperrt und ihnen dafür in Physik eine Eins gegeben? — Oh, gottbewahre, nein! Die Schüler wurden relegiert.

Religiert warum? Weil diese ruchlosen Jungen versucht hatten, um etwa vierzehn Tage früher zu wissen, ob ihnen der Studienrat X. in Latein ein „noch genügend“ bewilligen würde; weil sie vierzehn Tage weniger Bauchangst vor der Versetzung haben wollten. Man stelle sich vor, welchen Schaden die göttliche Welt- und Schulordnung genommen hätten, wenn ihnen solch Schurkenstreich gelungen wäre! Was ist dagegen das entschleierte Bild zu Sais? Die Mysterien eines Konferenzzimmers wurden entweiht! Wo wäre fürder die Autorität der Lehranstalt geblieben, wenn die vermessenen Buben am Lautsprecher womöglich gehört hätten, daß man nicht nur über ihr Wohl und Wehe verhandelte, sondern — horribile dictu! — nebenher auch über Kar-

toffelpreise redeten, schlüpfrige Anekdoten, Verbrechen konnte gesühnt werden. Irgendwelcher Schullehrer, der sich vielleicht ein wenig an der guten Gar nicht jene verflügeln, Halbgebildeten Angst und Schrecken hat hier der tierische Gehirne vernebelt. Ernst, den jeder er zugleich mit seiner amter mitgeliefert, darum tierisch gegen der Erbsünde der Fähigkeit ist: der Ordnung, Schuldisziplin — schon sieht man Direx die zornigen dreher. Arme Jugend, dert sich noch, daß täten junge Mensch jedes Humors als W Sie haben es nicht

Aber gerade so Fälle sind nicht zu wäre es darum, we tusminister sich die und eine Disziplin machte, die, man Schüler und deren wie es eine Strafe Er sollte unverzüglich schwerdt einen Uk Friedrich II., einem genten, die den tierischen Ernst zu nicht übel registriert h.

Ein ganz einzig dastehendes Handbuch der Musik

keine Musikgeschichte im Sinne ein Handbuch, das beruht auf der Musik und den Musikern. Herausgegeben von dem berühmten Professor Dr. ERNST BOCK. Köln unter Mitwirkung von Musikgelehrten. etwa 1300 Notenbeispiele, und etwa 1200 Bildern. Man vergleiche Ansicht ARTINUS KL. LITER. Naturwissenschaften u. d.

Libros en español y portugueses

de venta en la Librería Española de Otto Salomon (in ca. en Alemania), Berlin N 24, Or. nienburger Str. 58/1, teléfono D 1, Norden 0133. Pidase el catálogo L.

GSELLIUS BUCHHANDLUNG

ANTIKVARIAT BERLIN W 2, MOHRENSTRA 52

Ständige Ausstellung preiswerte antiquarische Bücher

Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Büchern von Wert jeder Art zu besten Preisen.

Senden wir Ihnen Antiquarische Katalog Nr. 403. Kunst

Sie können nicht jedes gute Buch kaufen!

Abonnieren Sie daher bei dem

„MODERNEN BUCHERBOTEN“

Die gesamte moderne Literatur wird Ihnen ins Haus gebracht. (Wöchentlich zwei Bücher nach eigenem Wahl.) Für besondere Leih- und Ankaufsgeschäfte. Verlangen Sie heute noch den kostenlosen Prospekt! Paul Baummann, Buchhandlung Abteilung Leihbibliothek, Tel. Bismarck 4311

dei el. well 6/1930 Nr. 21 S. 1-2A

Die neue Führerin der indischen Nationalbewegung

Solch ein Augenblick scheint uns jetzt allerdings für die indische Nachwelt gekommen zu sein. Daß diese Dichterin zur Führerin einer Revolution wurde, ist freilich bezeichnend für die längst bekannte Tatsache, daß die eigentliche indische Nationalbewegung lediglich Angelegenheit einer beschränkten Zahl intellektuell-literarisch eingestellter Leute ist. Nicht umsonst wird Gandhi von den Bolschewiken, die doch heute die feinsten Spürnasen für Revolutionen haben, täglich aufs Boshafteste verulkt.

Sarojimi Naidu — als ich sie in Berlin besuchte, bewohnte sie ein gemütliches europäisch eingerichtetes Zimmer, trug bunte indische Kleider, sprach englisch, und führte stolz das rote Zeichen ihrer Kaste auf der Stirn. Englische Sprache und starrer Kastensinn: daran wird die Politikerin Naidu scheitern.

Der Dichterin Naidu, die die Feuerprobe ihrer Verse bestanden hat, gebührt aber unsere Hochachtung.

ESSAD BEY



REISEBÜCHER

Ferdinand Gregorovius
Wanderjahre in Italien.
Mit 60 Tafeln. 8°. Geb. M. 20.—

Ferdinand Gregorovius
Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vollständige Ausgabe in 2 Bänden. Mit 240 Tafeln. 8°. Gebunden M. 50.—

Ferdinand Gregorovius
Athen und Athenais.
Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter. — Athenais — Korfu.
Mit 60 Tafeln. 8°. Gebd. M. 20.—

Verlag von Wolfgang Jess in Dresden

Ein bescheidenes Eckchen.

Wie unterhaltsam ist die Bütcheri des Gelehrten! — Die Klassiker? Aber selbstverständlich! Ein Konversationslexikon: Daneben aus vielen Gebieten des Markantesten. Man hat doch gelegentlich darin etwas nachzusehen, und die Romane gehen nicht immer Antwort auf die banalen Fragen des Daseins. Wie der Dichter die Welt sah — ja, aber dann auch, wie die Welt wirklich ist — ein bescheidenes Eckchen — da steht —
Sieht man das überhaupt, was in dem Eckchen steht? Es glänzt nicht mit goldbedrucktem Rücken, es schillert nicht so farbig wie die bunten Bücher der Freude und der Begeisterung, es steht still im Eck und wartet —
Wartet auf etwas, was unverhofft kommt und dann den, der sich unterrichten will, nicht schlafen läßt. — Auskunft bei einem anderen will man darüber nicht sogleich einholen; so weit ist es noch nicht; erst einmal selbst, um sich nicht zu blamieren, die Grundlagen, das Elementarste kennenlernen; daraus sich alles weitere fast naturgemäß ergeben muß.

Da in dem Eckchen steht das Buch — oder sollte es stehen — ein bürgerliches (Gesetzbuch, vielleicht mit Kommentar aus der Gutt-natgeschen Sammlung (Achilles-Graff, Bürgerliches Gesetzbuch mit Einführungsgesetz) auch ein Straßengesetzbuch (Kohlrausch, Strafprozeßordnung und Gerichtsverfassungsgesetz) ist nützlich, schon um zu wissen, daß man sich nicht strafbar gemacht hat, ein Handelsgesetzbuch (Mosses-Heymann, Handelsgesetzbuch, auch vielleicht ein Christiani, Bürgerliches Rechtslexikon; ein kurzgefaßtes Nachschlagebuch für alle Rechtsfragen) Man muß doch in der Lage sein, sich über das Wichtigste, was einem im täglichen und geschäftlichen Leben, oft unerwartet, zustoßen kann, schnell zu unterrichten — auch dann, wenn das Büro des Rechtsanwalts geschlossen ist oder wenn die Sache noch nicht anwaltlich ist oder wenn einem ein Entschluß durch den Kopf geht, der fröhliche S. 100

ZEITCHRONIK DER LITERARISCHEN WELT

Aus Frankreich

EIN DENKMAL FÜR PÉGUY

Charles Péguys, eine der nobelsten und saubersten Erscheinungen der jüngsten französischen Lyrik, ist leider nach seinem bewundernswerten Kriegstode vom französischen Publikum vergessen worden. Sein „realistischer Mystizismus“, sein wuchtiger aber schwerer Stil schienen ihm dem traurigen Schicksal auszuliefern, als eine Art von literarischer Kuriosität in der Erinnerung einiger Amateure erhalten zu bleiben.

In letzter Zeit zeigt sich eine Reaktion. Die N.R.F. hat eine seiner großen lyrischen Schöpfungen neu herausgegeben sowie einen Band „Huldigungen für Charles Péguys“ veröffentlicht. Außerdem wird Péguys Vaterstadt Orléans im Mai ein Péguysdenkmal einweihen, dessen Schöpfer der Maler Nielauss ist.

STREIT UM MATA HARI

In dem äußerst ruhigen jungen Pariser Verlag „Prométhée“ ist in diesen Tagen ein neues Buch über Mata Hari, die „rote Tänzerin“, erschienen. Der Autor Charles S. Heymans, ein anscheinend sehr renommierter holländischer Journalist, bemüht sich, die Schuld Mata Haris nachzuweisen und die Hinrichtung wegen Spionage zu rechtfertigen: Sein Buch ist spannend aber nicht überzeugend. Er hat den ehemaligen Gatten Mata Haris, Herrn MacLeod, einen holländischen Offizier, der sich seit langen Jahren in ein absolutes Schweigen gehüllt hat, zum Sprechen bewegen können und von ihm Aussagen angehört, die auf den Charakter der Tänzerin das aller schlechteste Licht werfen, wie übrigens auch die alten Briefe ihres Gatten an seine Familie. Doch scheint diese Zeugenschaft, an deren Authentizität man nicht zweifeln darf, reichlich einseitig, um so mehr als gegenteilige Behauptungen ja genug vorliegen. Der Spionage nachweis, den Charles S. Heymans erbringt, ist nicht weniger angreifbar. Der Autor hat kaum neues Material herangebracht, und sein Hauptargument ist, daß man an der absoluten Aufrichtigkeit und dem Gerechtigkeitsgefühl der Offiziere, die das Kriegsgericht bildeten, nicht zweifeln dürfe. Ein mageres Argument. Die französischen Militärbehörden haben sich bis heute geweigert, die Protokolle, wie gefordert, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen; nach Herrn Heymans, weil durch eine solche Veröffentlichung noch heute angewendete Decifrierungsmethoden bekannt würden. Doch solange diese Publikation nicht erfolgt sein wird, bleibt das Geheimnis um Mata Hari vollständig.

RABINDRANATH TAGORE MAUT

Die Pariser Galerie Pigalle bereitet eine große Ausstellung von Zeichnungen und Aquarellen des indischen Dichters Tagore vor. Die feierliche Eröffnung ist für den 2. Mai angesetzt.

EINIGE ÜBERSETZUNGEN AUS DEM DEUTSCHEN

Der Verlag Plon hat Jakob Wassermanns „Fall Maurizius“ in französischer Übersetzung von Jean Gabriel Guidau herausgegeben. Trotz seines sehr umfangreichen Umfanges und seiner sehr eindruckenden Dichte hat das Werk, bei der Kritik zumindest, gute Aufnahme gefunden. Jean Cassou meint, daß Etzel Andergast als „der Held bleiben wird, in dem sich am vollkommensten das heiße Sehnen dieser jungen deutschen Generationen verkörpert, die die Schatten Holderlins und Novalis wiederbelebt und den Geheimen aber machtvollen Rhythmus Stefan Georges gesichert haben.

Da das Wort Holderlin gefallen ist: Die Übersetzung des „Empedocles“ ist ganz allgemein als literarisches Ereignis ersten Ranges gefeiert worden.

GEGEN BARBUSSE

Die Zeitschrift „Les Humbles“ veröffentlicht „zur Zerstörung einer Legende“ eine Sondernummer für Henri Barbusse, „kommunistischen Schriftstellers“. Wir lassen eine der härtesten Stellen dieses Pamphlets folgen: „Der geschäftliche Erfolg von ‚Peu‘ entzog ihn der Mittelmäßigkeit des literarischen Journalismus.“

Seitdem hat er kaum etwas anderes als Albernheiten, „Clarité“, „L'Enfer“, „Les Enchainements“ geschrieben. Bücher eines Halbignoranten, den die pretentiose Philosophie der literarischen und mondänen guten Gesellschaft verdorben hat. Und schließlich die berühmten Werke über Jesus. Wie

tioneller Werte der literarischen Börse. Ehrlich gesagt: eine ganze Menge der großen hiesigen Kanonen hätten allen Anlaß, eine solche Revision zu fürchten.

FERNDRUCKZEITUNGEN

In der interessant geleiteten Pariser Zeitung „Comœdia“ war in diesen Tagen folgende Notiz zu lesen:

„Man hat in den Vereinigten Staaten lately ein radiologisches Experiment durchgeführt, das größtes Interesse verdient.“

Die erste Seite einer Tageszeitung von San Francisco ist mit Hilfe des Radios auf eine Entfernung von 1500 Meilen reproduziert worden.

Allgemeine Ansicht ist, daß diese Erfindung, die vorläufig noch im Versuchsstadium ist, bald beträchtliche Dienste leisten wird. Sie wird große Postaufkosten überflüssig machen und es den Zeitungsabonnenten ermöglichen, ihr Blatt zu Hause zu lesen, ohne zum Händler laufen oder die Ankunft des Briefträgers abwarten zu müssen. Der automatische Aufnahmeapparat, der in den Wohnungen die Seiten der Radiozeitung nachdrucken wird, ist ganz einfach an den gewöhnlichen Aufnahmeapparat anzuschließen, etwa wie ein üblicher Lautsprecher.

Man wird in Frankreich Walter Rutemans „Der Kaiser“ veröffentlicht.

Jean R. KUCKENBURG

Aus Italien

NEUE LITERATURPREISE

Italien scheint sich gegenwärtig mit Stiften neuer Preise überbieten zu wollen. Kein Monat vergeht, ohne daß nicht mehrere neue Preise ausgesetzt wurden. Wir haben bereits von dem 5000 Lire Preis der Zeitung „La Stampa“ berichtet, zu dem sich jetzt das Preisrichterkollegium gebildet hat. Ihm gehören u. a. Ojetti, Panzini, Papini und Pirandello an. Zum Präsidenten wurde Margherita Sarfatti, die Freundin und Biographin Mussolinis, zum Sekretär der rührige Curzio Malaparte gewählt. Dieser bisher höchste italienische Preis ist inzwischen von den „Premi Mussolini“ übertroffen worden, die soeben der „Corriere della Sera“ gestiftet hat. Von Aldo Borelli, dem Direktor der großen Mailänder Zeitung, wurden der Italienischen Akademie vier „Mussolini-Preise“ im Betrage von je 5000 Lire zur Verfügung gestellt: einer für Literatur, einer für die bildenden Künste, einer für Ethik und Geschichte und einer für Physik, Mathematik und Naturwissenschaften. Man hofft, daß die Italienische Akademie, der die Verteilung obliegt, sich im Falle des Literaturpreises mehr als bisher um das zeitgenössische italienische Schrifttum kümmern wird.

Der Verlag Remporad, Florenz, veranstaltet einen Wettbewerb für den besten unveröffentlichten Roman eines neuen italienischen Autors. Der Preis, der gleichzeitig als Honorar für die erste Auflage gedacht ist, beträgt 5000 Lire. Das Buch soll im Herbst in der Serie „Romane des modernen Lebens“ herauskommen, in der auch die italienische Ausgabe von Glaesers „Jahrgang 1922“ erschienen ist.

NEUERSCHEINUNGEN

Von Benito Mussolini erschien „Tempi della Rivoluzione fascista“ (Alpes, Mailand), eine Sammlung von Aufsätzen, die Mussolini in den Jahren 1920 bis 1928 in der Zeitschrift „Gerarchia“ veröffentlicht hat. Im Druck ist „Benito Mussolini Discorsi del 1929“. — Bei Mondadori, Mailand, erschien „Firenze“, ein neues Bühnenstück von Sem Benelli; und „Sudore e Sanguine“ von Guglielmo Ferraris, der dritte Band der Roman-Tetralogie, von der bisher „Le due verità“ und „La rivolta del figlio“ vorliegen. Der gleiche Verlag kündigt eine Serie von Kriegsbüchern, „I romanzi della guerra“, an. Sie bringt u. a.: „Giorni di guerra“ von Giovanni Cimisso, dem Bagutta-Preissträger, „Ritorno sul Corso“ von Luigi Bartolini, „Morti in Libia“ von Adriano Monaco, dem Gewinner des Kolonialpreises. — Bompiani in Mailand publiziert: René Fülöp-Müller „Il volto del Bolscevismo“ mit einer Vorrede von Curzio Malaparte; von demselben Autor ist in Vorbereitung: „Ghandi, il Mahatma“.

Das Aprilheft des „Pégaso“ enthält einen Aufsatz über Rilke („Rilke plastico e romantico“) von Silvio Benico. „L'Italia Letteraria“ bringt in ihrer Nummer vom 20. April unter dem Titel „Leo Silvestrini“ ein Kapitel aus Glaesers „Jahrgang 1922“.

NEUERSCHEINUNGEN INSEL-V

KARL HEINRICH



Roman / Geheftet A

Das erste Buch Wege stehenden deutschen Dichters wenig und doch v. Roman. Ein Mar obenimeinsamen sich ein Weib u gegen alle Unbill Welt, bis aus der der große, fest in Bauernbesitz gew steht im Hinter; Vergangenheit d. Blitze menschlich Kampf der Gesel die stille Bergluft steht fest und k seiner Arbeit der Brot

ERNST

flach

Aus dem Flämisch Peter Mertens / M mit Bildern von F In Lein.

„Flachkopf ist die sieghaften Jugend, einer der Haupt der Buch so sch der Geist des Re Uilenspiegels däre lebenslustig, und v ziehen werden. schichten, die un uns fehlt, oder v haben. Ist es ni dann fällt uns „Flachkopf“ in die ihn und finden u darin wieder. wir auch das Buc und saftig geschri Claes hat seinem Hauch von Poesie zwischen den Ze Worten liegt. Es

02.07.135

DLW 6 (1930) 24, v. 5 f.

der weit auch der begeisterte Militar- und Kriegsfreund sollte darum unterdessen gelernt haben, daß es im modernen Feldzug mehr auf Giftgas ankommt als auf viele Soldaten; und der Bevölkerungspolitiker müßte zur Einsicht gelangt sein, daß die Tatsache einer durchschnittlichen Arbeitslosenziffer von etwa 750000 Menschen und mehr in den letzten Jahren nicht eben dazu ermuntern kann, die Menschenproduktion besonders zu steigern. Aber was bedeuten unsentimentale Erwägungen sentimental Menschen? Der Deutsche ist kinderlieb, er will deren möglichst viele haben, und wenn er auch alles in allem im Augenblick wenig mehr für sie tun kann, als sie vor literarischem Schund und Schmutz zu schützen und ihnen den Besuch von Kinós zu verbieten (wohingegen schon 1910 — also vor der „Wohnungsnot“ — in Berlin 768837 Personen in 251550 Liniennummerwohnungen lebten), so zeigt er sich doch äußerst besorgt darüber, daß der Geburtenüberschuß bis 1928 auf 7% — 404699 zurückgegangen ist. Während er in allem übrigen für Rationalisierung und Abbau schwärmt, sträuben sich ihm hier die Haare, und selbst denkende Köpfe verlieren in diesem Fall vor Schreck ihre Denkfähigkeit. „Eine Verminderung der Volkszahl in späterer Zeit (durch Geburtskontrolle)

gen Erfahrungen gemacht hat, es sei denn, er hatte eine Veränderung zum Vorteil gemeint, oder warum es Wolf so unvorstellbar ist, daß ein über-völkertes Land ohne Auswanderungsmöglichkeiten besser fährt, wenn diese Uebervölkerung abnimmt. Bei einer Schuluntersuchung in Grünberg, einem schlesischen Landstädtchen, waren nach einer Meldung der Schlesischen Volkszeitung aus dem Mai 1928 von 4000 Kindern 17% unterernährt, 1,6% hochgradig unterernährt — wie erst in den Großstädten? Solche Zahlen können mich weder für einen augenblicklichen Geburtenüberschuß, noch für dessen Qualität begeistern. Nun scheint mir aber, daß man sich bei der Diskussion über dieses Problem überhaupt über Dinge aufregt, die gar keine Aufregung verdienen. In den Köpfen der Geburtenüberschuß-Fanatiker spukt das Kitschbild einer unnatürlichen Frau, die zwar ein schamloses Lotterleben führen will, sich aber um ihrer Behaglichkeit willen wehrt, dessen Folgen zu tragen und den Staat (wie die Juristen sagen) dolos um seine Kinder betrügt. Davon kann keine Rede sein: die Frauen haben in ihrer Majorität lieber Kinder als keine, lieber viele als wenige, und wenn sie darauf verzichten, so hat das seine sehr guten Gründe. Auch in der Gebärbranche, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist die Produktion

als unsittlich ansieht und für seine eigene Person daraus die praktischen Konsequenzen zieht, ist vielleicht zu bedauern, weil er im Leben um viel Freude kommt, aber man darf ihm die Achtung nicht versagen, die jede Ueberzeugung beanspruchen darf. Für oder gegen die Abtreibung sollten sich einzig gravide Frauen entsprechend ihrer Ueberzeugung zu entscheiden haben. Es soll gewiß den Priestern aller Religionsgemeinschaften unbenommen bleiben, mit sämtlichen ihnen kirchlich zur Verfügung stehenden Mitteln auf ihre Gläubigen einzuwirken, daß sie sich allen sündhaften Tuns enthalten. Es ist aber ein völlig unmöglicher Zustand, wenn Kirchenvertreter oder Privatpersonen, den Staat besimmen, ihren Glaubenssätzen oder ethischen Theorien zu Liebe Andersgläubigen Handlungen zu verbieten, durch die — entscheidender Punkt! — dritten Personen kein Schaden erwächst. Man kann sich freilich der tiefsten Rührung nicht erwehren, wenn man von den Sorgen und Ängsten der Gesetzgeber und ihrer Gewährsmänner um die Schwangeren liest, die durch einen Eingriff an ihrer Gesundheit Schaden nehmen könnten; man schreckt sogar vor jenen kleinen Uebertreibungen nicht zurück, mit denen warnende Väter ihre Kinder vor den Folgen verbotener Früchte zu schrecken ver-

Kaukasische Liebe und Ehe

Von Essad Bey

Zuerst muß der Kalym, das Brautgeld, festgestellt werden, d. h. der Preis, den der Mann den Eltern seiner Braut zahlen muß. Die Höhe des Preises war immer sehr verschieden und richtete sich nach dem Vermögen des Mannes und nach der Schönheit der Frau. Wenn der Kalym festgestellt ist, beginnen die Hochzeitsfeierlichkeiten, an denen das ganze Dorf teilnimmt. Wochenlang dauert das Fest, bei dem weder die Braut noch der Bräutigam anwesend sind. Kurz vor der Hochzeit zieht der Bräutigam zu irgendeinem Freund, lebt zurückgezogen in seinem Haus, empfängt niemand und grübelt über die Liebe nach. In der Nacht, wenn es niemand sieht (wissen tut es jeder), besucht ihn die Braut, verbringt mit ihm einige Stunden. Die Alten gestatten es; damit die beiden schon vor der Hochzeit erfahren, ob sie einander ertragen können, doch muß bei diesen Zusammenkünften eine dritte Person im Nebenzimmer sitzen, die die beiden beobachtet, nötigenfalls die Zusammenkunft abbricht. Denn Kameradschafts-ehe ist in den Bergen unbekannt.

Einige Tage vor der Hochzeit hören diese Zusammenkünfte auf, zu sehr beschäftigt ist dann die Frau, die Mitgift muß sie dann vorbereiten. Auch am Tage vor der Hochzeit, also am Tage vor der Brautnacht, sieht sich das Paar nicht. Nach der Ansicht der Orientalen ist es für den Mann schädlich, am Tage der Hochzeit die Braut zu sehen. Es wird behauptet, daß ihn dann im entscheidenden Augenblick seine Manneskraft im Stich lassen kann. Tief verschleiert wird die Braut von den bewaffneten Freunden des Bräutigams abgeholt. Im Festsaal erwartet sie der Bräutigam, nur eine dünne Gardine, die von der Decke herabhängt, trennt sie, ihre kleinen Finger berühren sich und der Mullah stellt die obligaten Fragen; die letzte Frage

an den Mann lautet: „Bist du fähig, der Mann einer Frau zu sein?“ Nach einem Ja-Wort murmelt gewöhnlich irgendeine alte Frau eine Geisterbeschwörung, die gegen die Feinde des Mannes gerichtet ist. Wenn nämlich jemand in dem Augenblick, wo der Mann „Ja“ sagt, seinen Dolch zur Hälfte herauszieht, und „nicht wahr, er kann es nicht“ flüstert, wird der Bräutigam für ein Jahr impotent. Sofort nach der Trauung trennen sich die Neuvermählten, die Frau begibt sich zu den Verwandten, der Mann zu den Freunden; beide feiern getrennt. Nach der Feier begibt sich die Frau in das Zimmer neben dem Brautgemach, wo sie auf ihren Mann warten muß. Es ist nicht leicht für den Mann, in der Hochzeitsnacht ins Brautgemach zu gelangen; an jeder Tür erwartet ihn eine verschleierte Gestalt, die den Zugang sperrt, erst, wenn er ihr ein Geldstück in die Hand drückt, läßt sie ihn weiter; auch im Schlafzimmer muß er auf verschiedene Ueberraschungen gefaßt sein. Bald ist es irgendeine alte Großmutter, die auf dem Diwan liegt, und nicht eher gehen will, bis man sie dafür bezahlt, bald sind es ein Dutzend Katzen oder Hühner, die die Freunde des jungen Mannes im Zimmer verstecken und dergleichen. Erst, wenn all diese Friedensstörer entdeckt und hinausgeworfen sind, betritt die Braut das Schlafzimmer und der komplizierteste und zeitraubendste Teil der Hochzeitszeremonie, das Auskleiden der Braut, beginnt. Dieser Brauch bedarf einer Erklärung. Seit uralten Zeiten hat der Kaukasier ein feststehendes Schönheitsideal, das keinerlei Schwankungen unterworfen ist. Dieses Schönheitsideal ist die schlanke Linie, die Europa erst in den letzten Jahren entdeckt hat. Alle Mittel, die die europäische Frau zur Erhaltung der schlanken Linie anwendet, sind

seit altersher im Kaukasus bekannt und werden angewendet. Die Kaukasierin trinkt wochenlang kein Wasser, ißt keine Süßigkeiten, alles der schlanken Linie wegen. Im Gegensatz zu allen übrigen Orientalen, bei denen die Frau oft beinahe nach Gewicht geschätzt wird, schätzt der Kaukasier bei der Frau vor allem eine unbeschreiblich dünne Taille, Brüste, die mit der hohlen Hand bedeckt werden können und eine Schulterbreite, die der Breite der Hüften gleich ist.

Um nun dieses Schönheitsideal zu erfüllen, hat die Kaukasierin ein Mittel gefunden. Von klein auf wird ihr Körper vom Hals bis zu den Knien in dünnes Saffianleder eingeschnürt, nur beim Baden kann sie dieses Korsett abnehmen. Sonst darf sie sich von ihm bis zur ersten Brautnacht nicht trennen. Dieses Saffianleder erfüllt denselben Zweck, wie die Fußklammern der chinesischen Frau, es formt den Körper. Schlank und schmal bleibt die Kaukasierin und das größte Lob, das sie seit Jahrhunderten zu hören bekommt, ist der Satz: „Wie ein Brettchen siehst du aus.“

Das Saffiankorsett wird mit Schnüren zusammengehalten, die vorn aneinander geknotet sind. Die Knoten sind von komplizierter Art, sie loszubinden erfordert unendliche Mühe. Meistens tun es die Frauen selbst; in der ersten Brautnacht ist es aber Aufgabe des Mannes. Die Frau darf ihm dabei nicht behilflich sein. Die Knoten mit dem Messer aufschneiden darf der Mann nicht. Es ist eine unerhörte Schande für den Mann, wenn er in der Brautnacht nicht genug Selbstbeherrschung hatte, und die Schnüre einfach durchschneit. Denn am nächsten Tag kommen alle Freunde und wollen den losgebundenen Knoten sehen; er wird für immer dem allgemeinen Spott preisgegeben, wenn die Schnur durchgeschnitten ist.

Dann kommt der wichtigste Moment der Feier, auf den alle Freunde

MIT HENR

Dieses be-
gleichzeitig
ist, muß m.TER
RO

Papsthand

Ein wunder
Philosophie

CLA

Em

RO

Papsthand
Wohlfahrt„Arlane“ g
Frauenrel

PAUL ZSOI



Standard

ED

III
Sitt

Mittelalt

II.

III. Da

Jeder Band
Großquart
und je etwa
meistGanze Ganzl
Deckelbild je
gebunden alleDas ist das
dienstvolle der
Reichtum des
schier unerschö
lichen Materi
hat, bleibt für
für die Folge
hohen sein.

Die frau

Umfang XII u
450 Textillust
feigten schw
eine größer
NeuauIn neuen reiz
Ganzleinenban
schweinsEine glänzend
lebende, reiz
wertvoller Be
Völler, ein du

Mehrfarbig

Albert L

Kaukasische Liebe und Ehe

und Gäste warten. In dem Augenblick, wo sich der Mann von der Unberührtheit seiner Frau überzeugt hat, greift er nach dem Revolver und feuert einen Schuß in die Luft ab; sofort beginnt auch seine Ehrenwache zu schießen, auch Gäste, Nachbarn und alle, die in der Nähe sind, tun dasselbe. Bis zum Morgen dauert das Schießen. Am nächsten Tag geht die Feiër weiter, das Paar zieht aber in das Haus eines Freundes und verbringt dort die Flitterwochen. Keiner darf sie dort stören, auch sie selbst dürfen das Haus nicht verlassen. Die Ehrenwache läßt sie nicht heraus. In vielen Gegenden ist es noch Sitte, daß die Frau nach Ablauf der Flitterwochen für zwei Jahre in das Haus der Eltern zurückkehrt und nur von Fall zu Fall ihren Mann empfängt. Erst nach Ablauf dieser Frist, während der der Mann den eigenen Haushalt einrichten muß, beginnt das eigentliche Eheleben. Dieses Eheleben, das sich merkwürdig von dem Eheleben des Europäers unterscheidet, ist nur selten unglücklich; es ist auf Traditionen aufgebaut, die nach menschlichem Ermessen alles voraussehen, was die Ehe stören kann, und trotz der Ansicht der Orientkenner die orientalischste Ehe zu der glücklichsten der Welt machen. Allerdings sind die Orientalen auch die geborenen Familienmenschen.

Ehebruch kommt nur selten vor. Ebenso selten wie Zank und Streit, obwohl es zum guten Ton gehört, ständig über den Gatten oder die Gattin zu klagen, damit die bösen Geister nicht neidisch werden. Auch in der Ehe bleibt der Orientale das, was er in der Brautzeit am Brunnen war, als sich seine Blicke zum ersten Male mit dem Blick der Frau kreuzten. Zart ist seine Liebe, schüchtern und weich, zart ist er der Frau gegenüber, ganz nach innen gerichtet ist das Glück der Orientalen, nichts bleibt für die Außenwelt übrig. Er prahlt nicht mit der Frau, spricht nie über sie, betrachtet es als große Taktlosigkeit, wenn man ihn nach dem Befinden seiner Frau fragt, antwortet dann in abfälliger Weise, damit er nicht weiter ausgefragt wird. Nur wenn er mit ihr zusammen ist, zeigt sich sein Inneres; zu den Füßen der Frau setzt er sich

dann, streichelt ihre Hände, blickt ängstlich zu ihr empor, hört ihren Liedern zu, erzählt selbst seine Märchen. Zu küssen wagt er sie nicht, auch nicht zu umarmen; die Frau muß es selbst wissen, daß der Mann sie begehrt. Sie muß als erste sich über ihn neigen. In der Nacht geht er nicht zu der Frau, wann es ihm beliebt, sondern muß vor ihrem Fenster oder vor ihrer Tür stehen und solange Lieder singen oder Zärtlichkeiten flüstern, bis sie durch einen kurzen Pfiff ihm verkündet, daß sie heute seine Wünsche erfüllen wird. Nie wagt der Mann die Erfüllung seiner Rechte zu verlangen. Oft vergehen Monate, daß die Frau ihn des Nachts nicht herein läßt, er wartet dann geduldig auf den kurzen Pfiff. Sehr schamhaft ist der Orientale in der Liebe und im Leben. Nur in der Nacht, bescheiden und dankend betritt er das Schlafgemach seiner Frau, denn er weiß, nicht nur für die Nacht ist die Frau da, viel größer ist ihre Aufgabe am Tage, wenn sie Lieder vorsingt, sich die Hände streicheln läßt und ihrem Mann zulächelt. Doch erst wenn die Frau einen Sohn zur Welt bringt, wird der orientalischste Mann zum wahren Pantoffelhelden. Dann ist die Frau vollkommen Herrin über ihn geworden; er darf sich nicht in die Erziehung der Kinder einmischen, muß jeden Wunsch der Frau erfüllen und stillschweigend auf die Zeit warten, bis die Kinder erwachsen sind und dann endgültig ihm gehören.

Seine Liebe zur Frau und zu den Kindern anderen zu zeigen liebt der Orientale nicht; das gilt als dumme Prahlerei, die eines Mannes unwürdig ist. Die Eheleute gehen nie zusammen aus. Sie zeigen sich überhaupt nur ungern zusammen. Die Liebe ist für den Osten eine unerhörte delikate Privatsache, die von den Mitmenschen unbedingt respektiert werden muß. Sie hat für jeden Dritten einfach nicht da zu sein. Beobachtet aber jemand etwas Derartiges nicht für ihn Bestimmtes, so soll er sogar vor sich selbst die Worte des großen ost-westlichen Meisters Goethe gebrauchen: „Ich habe es zwar gesehen, aber es ist nicht wahr!“

Die Scheidung ist nicht schwer, kommt aber ziemlich selten vor und dann immer auf Kosten des Mannes, der die Frau, auch wenn die Scheidung

durch ihre Schuld erfolgt, reichlich abfinden muß.

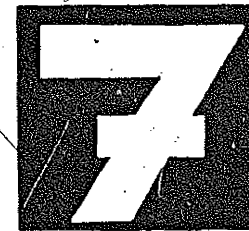
Ein Ehebruch ist aber kein Grund zur Scheidung, Ehebruch ist vielmehr ein Grund zur Blutrache. Zuerst wird der Geliebte ermordet. Das tut der Mann, das ist seine Pflicht. Seine Frau dagegen übergibt er ihren Verwandten, die sie meistens sofort erdolchen. Nur wenn die Frau an dem Ehebruch unschuldig ist, wenn sie also vergewaltigt wurde, bleibt sie straffrei. Der Verbrecher wird in diesem Falle gefesselt vor sie geführt und sie muß ihn in Gegenwart des Mannes erdolchen.

Doch ist die Tötung des Liebhabers nicht die schlimmste Ahndung der Untat. Vielmehr ist die folgende Art von Rache, die auch bei anderen Gelegenheiten angewandt wird, noch sehr viel wirksamer. Der Beleidigte muß den Feind in der Nacht überfallen, fesseln, und ihm die Hosen von den Beinen ziehen. Die Hose hängt er dann an der Pforte seines Hauses jedermann sichtbar öffentlich auf. Dies gilt als die schrecklichste Beleidigung, die man einem Mann antun kann. Sie ist mit nichts, auch mit Blut nicht, wieder gutzumachen. Der Mann, dem die Hose gestohlen wurde, muß entweder Selbstmord begehen oder unverzüglich für immer seine Heimat verlassen. Auch in der Fremde muß er sich einen anderen Namen beilegen und seine Landsleute meiden. Meistens wird er den Selbstmord der Verbannung vorziehen.

Zum Schluß noch eine kleine Enttäuschung für den Leser: Harems gibt es im Orient nicht. Die Vielweiberei ist zwar gesetzlich zugelassen, kommt aber praktisch fast gar nicht vor. Selbst wenn jemand mehrere legitime Frauen hat, leben diese immer in verschiedenen Häusern, meist auch in verschiedenen Dörfern. Der Ehekontrakt enthält in den meisten Fällen sogar eine Verpflichtung des Mannes, nie mehr als eine Frau zu haben. Nur sehr reiche und ältere Leute können sich mehr als eine Frau leisten. Doch auch sie nur mit ausdrücklicher Genehmigung, muß er sogar auf Wunsch der ersten Frau.

Nach alledem braucht man also wirklich nicht, wenn man an den Kaukasus denkt, sich die orientalischste

Frau als eine unterjochte, bejammerenswürdige Haremsklavin vorzustellen. Frei ist sie, selbständig in ihren Entschlüssen, Herrin über den Mann, und die Kinder und damit vielleicht die glücklichste Ehefrau der Welt.

Die**Jungen aus Oesterreich**

Eine Novellensammlung

Herausgegeben v. Leopold Steiner.
Mit Novellen von Carl Julius Hildvogel, Josef Robert Harrer, Paul Anton Keller, Maria Mühlgraber, Friedrich Schreyvogel, K. H. Waggerl, Guido Zernatto.

In Leinwand geb. M 5.-, brosch. M 3.50

Sieben junge Dichter geben hier Proben ihrer Kunst. Novellen, die durch inhaltlichen Reichtum und formale „Verschiedenheit“ ausgezeichnet sind und die unverkennbare Eigenart und das unbeirrbare Streben der jungen Generation um Wahrheit, Wirklichkeit und Selbständigkeit widerspiegeln. Ein Buch für den literarisch Interessierten wie für den auf Spannung bedachten Leser, denn

hier spricht
eine neue Generation!

L. Staackmann Verlag, Leipzig

man hat sich da z. B. nicht an, ethnischen Zeichner viel Platz einzuräumen (illustrativ womöglich). Aber wie präzise gegen z. B. die wie prachtvoll gezeichneten Tafeln zum Artikel

Es wäre ein sehr guter Witz, wenn man es bei Petrarca's La der Himmelsvision, neben direkte Ahnung Sade war. Die nahm es als „Laura“ die G. Hugo de Sade der größte Stoß das ein sehr schlechtes war, größten Familien der Neapolitaner erzählt, Laura wesen, Schloß Diese Abstammung in allen Biographien doch wohl nicht

Der Roman ist ein de Sade'scher. Seine sehr „Enorm“ er bis zur U. bis zur Salbung von allem Bild eines abgegriffenen, wie Er ist oft Moral gewesen ein heuchlerischer Lakai da alle. Noch schmutzigen lassen. Wenn hauses sitzt. Figuren in d wenn er Zotservil.

*) „Der Mai von Eugen Dürer“, 9. Aufl. von Otto Flake (S. 111); „Der Mai“ Sprache des Alfred Richard der Werke, 1907

helfen kann."

Murger diese Zeilen aus enhaus schmuggeln ließ, ihre alt. Er hatte bereits in Erlebnissen hinter sich. Ein Concierge, scheint ein er und ein noch strengerer iker gewesen zu sein. Talent würde ich eher werden", — sagte er zu nährigen Sohn und Marie Für Murger ging gerade. Hauptquartier der „Bou", dieses aus 13 Mitglie-nden „Ordens des pech-ends", der im düsteren ol tagte. Murger gehörte esem Orden an, aber im ol wurden auch Außensei-ufgenommen.

ste Rechte, das literarische reaktionärer Schattierung, Kampf gegen Murger, und die Bohème von dem an, da es den Anschein auch diesen verhungerten soweit sie nicht bereits

haus dahinsiechten — ein Erfolg und Glück win- Als die Goncourts Mur-

re 1857 voll Neides in ihr einführten, hatte er schon

„best-seller"-Namen, be- man 500 Franken und war

edakteur. Die Zeitung, bei- stellt war, hieß „Castor";

s. Organ der Pariser Hut- d Murger bezog ein Hu-

von 75 Franken. Zwanzig che er, um es von der m „Najade", dem „Nach-

der Badeanstalten von er 2 Centimes pro Zeile be-

den 75 Franken der Hut- bringen. Aber die Gon-

rien: „Wie kommt diese n? Das ist Rebellion, der

literarischen Sozialismus" vom 30. Mai 1856). Sie

zu leicht erschrecken. Hät- noch vier Jahre gewartet,

vand der gefährliche Kon-

getauscht hatte, überlebte ihn um zwei Jahre. Sie hatte es auf ihre Weise zu einem Vermögen von über 50000 Fran-ken in reinen Golddukaten gebracht und gehörte deshalb schon lange nicht mehr der Bohème an, der ja auch Mug-



Henri Murger

ger adieu gesagt hatte, als er 1858 Ritter der Ehrenlegion wurde.

Von den vier Mimis, die Murger in seinen Werken ein Bohémelieben fähren läßt, hieß die erste Marie Font-blanc, geborene Dorval. Das Idyll be-gann, als Murger 19 Jahre alt war und Monsieur Fontblanc, Chef der Bande, die man „Die 79 Diebe" nannte, nach London fliehen mußte. Bald wurde er jedoch ausgeliefert. Auch Madame wurde unter dem Verdachte der Mithäterschaft verhaftet. Font-blanc bekam 12 Jahre Zwangsarbeit, Marie wurde freigesprochen. Mur-ger und Marie trafen sich nach ihrer Freilassung noch zweimal. Vergeblich versuchten sie aber die große Liebe wieder auferstehen zu lassen. Marie tröstete sich mit sämtlichen Männern der Bohème.

Mimi II, ein kleines schwindsüch-

Sie war bereits eine kleine Kokotte als Murger sie „eroberte". Ein Liebes-brief Murgers an sie hatte folgenden Inhalt:

„Teuerste Geliebte, ich erwarte Dich — kaufe mir zwei Papierblocks zu



Musette (sitzend) und ihre Schwester

14 Groschen, zweitens zwei oder drei Stück Weißkäse, drittens den „Figaro" vom Tage Deiner Abreise." So schrieb Murger im Jahre seines größten Ruh-mes, als er Ehrenlegionär und Objekt der empörten und neidischen, amtlich abgestempelten Literatur war.

Drei Jahre später war es nicht mehr Neid, sondern Schadenfreude. Am 18. Januar 1861 schrieben die Gon-courts unter anderem folgende Sätze in ihr Journal: „Murger liegt im Ster-ben. Sein Tod ist eine Gottesstrafe für die Bohème und für diesen Lebens-wandel, der sich gegen die Hygiene des Körpers auflehnt und schuld da-ran ist, daß ein Mann mit 42 Jahren nicht einmal Lebenskraft genug be-sitzt, um noch Schmerzen zu empfin-den."

Murger starb zehn Tage nach dem Nekrolog der Brüder Goncourt. Sein

Mimis der große Einsame.

Hill GILLAND

Amerikas Geschichte in fünfhundert Worten

Calvin Coolidge, der ehemalige Prä-sident der Vereinigten Staaten, steht vor einer komplizierten journalisti-schen Aufgabe: er soll in 500 Worten die gesamte Geschichte Nord-Amerikas darstellen. Diese 500 Worte sollen in drei Fuß hohen Lettern als ewiges Vermächtnis auf einen Felsen in einer Landschaft am Mississippi eingemeißelt werden.

Personen, die geneigt sind anzü-nehmen, daß die besagte glorreiche Geschichte sich nicht in 500 Worten ausdrücken ließe, sei zur Beruhigung mitgeteilt, daß Coolidge bereits in 70 Worten alle Ereignisse der amerika-nischen Geschichte bis zur Aufhebung der Sklaverei niedergeschrieben hat. Für die restlichen 424 Worte bleiben zur Wortverschwendung verführend eigentlich nur noch das Alkoholver-bot, der Weltkrieg und das Taylor-System übrig. Doch braucht sich Amerika keinesfalls eines neuen Re-kords — des Rekordes der Knappheit im Ausdruck — zu rühmen.

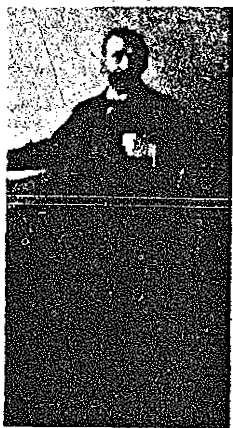
Es gibt nämlich viel bessere Bei-spiele der Wortknappheit als die 500 Worte des Amerikaners. Als zum Beispiel der junge Tschschoff einem russischen Redakteur eine Novelle brachte, die ganze 16 Zeilen lang war, sagte ihm dieser Fanatiker der Wortknappheit: „Mein Liebster, Sie schrei-ben zu weitschweifig, man muß sich kürzer ausdrücken" — und strich dem Dichter ganze vier Zeilen. Dieser Re-dakteur war gewiß ein verhältnißiger Mann. Worte müssen sparsam verwen-det werden, und die allgemeine Ge-schwätzigkeit ist wohl die trübste Er-scheinung der verkommenen Neuzeit.

In früheren Zeiten war es anders, man verstand den Wert des Wortes zu schätzen. Wenn die heutigen Jour-

Dreißig Jahre Nobelpreis

Von Herbert Eulenberg

dreißig Jahren die erste dem großartigen Testa-d Nobels in die europäische kanische Bürgerwelt drang, unächst ein etwas zurück-



bedenkliches Räunen, das, usgedrückt, etwa dies be-lte: „Der hat's nötig, der Nobel, der Multimillionär! det er die fürchterlichsten fe und Vernichtungsarten, die Menschheit gekannt hat. sucht er sich von diesen inzuwaschen, indem er den lücker spielen will." Ganz kam den Leuten erst zum 1, was es mit diesem ein-Testament auf sich hat, der Menschheit hat es

immer gegeben. Zur Schmach für Europa muß man sagen, daß diese Men-kenklasse in den letzten Jahr-zehnten in Amerika sogar besser und häufiger gediehen ist als in un-serem alten Weltteil. Aber nie hat weder drüben noch bei uns ein so zielbewußter und dabei so parteiloser Stifter und Spender gelebt und ge-wirkt wie Alfred Nobel.

Sein Heimatland Schweden, dem er schon in frühen Jahren entwachsen ist, um ein Weltenbürger zu werden, hat er nur insoweit bevorzugt, daß er ihm in der Hauptsache die Verteilung sei-ner Preise anvertraut hat. Und zwar allein darum, weil er nach seinem Be-kenntnis den größten Prozentsatz ehr-licher Menschen in Schweden ge-troffen habe und deshalb voraussetzen dürfe, daß sein letzter Wille hier in Schweden mit größerer Redlichkeit als anderwärts beobachtet werden würde. Im übrigen spricht eine völlig übervöllische Gesinnung aus diesem seinem letzten Willen. Das Rüh-rendste an diesem ganzen Testa-ment, das die Preisverteilungen alle fünf Jahre vorgesehen hat, ist dies, daß ein Mann der Tat, ein Ge-schäftsmensch, wie Nobel es in ganz hervorragender und seltener Weise gewesen ist, seine Hauptaufgabe nicht kaufmännischen Geschöpfen, sondern den Träumern dieser Erde zuwen-det. Einem homme d'action wolle und brauche er nicht weiter zu helfen, hat dieser hochherzige Stifter mehr-fach erklärt. Dagegen wolle er denen beistehen, die sich nur schwer durchs

Leben schlugen, also den Denkern, Dichtern und Träumern. Diese den meist weltungewandten Geistern zu-gute kommende Richtung des No-belschen Testaments hat ihren tiefen Grund darin, daß der Mann selber ein heimlicher Dichter war. Mit acht-zehn Jahren hat er, der Sprachkun-dige, schon ein Lehrgedicht in eng-lischer Sprache verfaßt, in dem er die Form und die Gedankenwelt seiner Lieblingsdichter Shelley und Byron nachahmt. Später im Alter schrieb er dann wiederum nach Shelleys Vorbild noch ein Trauerspiel, das dem An-denken der unglücklichen Beatrice Cenci gewidmet ist. Seine Sprache wandte er mit andererseits auch die übervöllische Haltung seines Testa-mentes veranlaßt, in dem es heißt: „Es ist mein bestimmter Wunsch, daß alle in diesem Testament in Aussicht genommenen Preise dem Verdienst-vollsten zuerkannt wer'en, ohne die geringste Rücksicht darauf, ob er Schwede oder Ausländer, ob es Mann oder Frau ist."

Man kann oft lesen oder erzählen hören, daß Bertha von Suttner, die große Friedensfreundin, es gewesen sei, durch die Alfred Nobel für die Friedensbewegung gewonnen und zu seinem Testament angeregt worden ist. Das stimmt nicht ganz. Schon bevor Nobel die Suttner kennenlernte, die niemals seine Privatsekretärin gewor-den und der er in Leben persönlich nur flüchtig begegnet ist, war er durch seinen Umgang mit der Welt der Dichtung, insbesondere wiederum mit Shelley, ein Friedensfreund geworden. Mit Shelley teilte Nobel auch sein Freidenkertum, seinen Schwarm für die Feuerbestattung und manches an-

dere. Bertha von Suttner hat die Friede-sneigungen dieses Mannes höch-stens bestärkt, aber nicht geweckt. „Meine Fabriken", hat er ihr einmal geschrieben, als er eine Einladung zu einem Friedenskongreß ablehnte, „wer-den vielleicht dem Kriege noch früher ein Ende machen als ihre Kongresse. An dem Tag, wo zwei Armeekorps sich gegenseitig in einer Sekunde vernichten können, werden wohl alle zivilisierten Nationen vor einem Krieg zurückschauern und ihre Truppen verabschieden."

Es ist ein einsamer, menschen-scheuer und schwermütiger Mensch gewesen, der Mann, der dies edelste Testament hinterlassen hat, daß die Welt kennt. Und die „Geister von Niflheim", wie er die trüben, hoffnungslosen Stimmungen benennt, haben ihm oft böse zugesetzt. Von Kind-heit an kränklich, hat Nobel, der sich beständig auf Geschäftsreisen befand, die Annehmlichkeiten des Lebens kaum genossen. In seiner gern sich selbst bespöttelnden und herabsetzenden Weise hat dieser Erfinder einmal als seine größten Verdienste diese aufge-führt: Sich die Nägel rein zu halten und nie jemandem zur Last zu fallen. Und am meisten hat er diese drei Mängel in seinem Leben beklagt, daß er keine Familie, keine gute Laune und keinen guten Magen habe. Die Geringschätzung seiner selbst, die bei ihm bis zum Verkleinerungswahn ging, hat seltsamerweise seinen Erfolg im Leben nicht gehemmt. Er hatte bei fast allen seinen kaufmännischen Un-ternehmungen, die er freilich mit ungewöhnlichem Verstand leitete, ein märchenhaftes Glück und starb als einer der reichsten Männer seiner Zeit.

Allerhand Neues und Altes

nalisten gezwungen wären, ihre Aufsätze täglich in Hieroglyphenschrift mit Meißel auf Stein auszumetzeln, würde man Sensationen an Wortknappheit erleben. Die ägyptischen, chinesischen und assyrischen Inschriften sind oft von vorbildlicher Kürze, und die Geschwätzigkeit war unter den alten Schriftstellern mit Recht verpönt.

Ein würdiger Anhänger des lakonischen Stils war sicher jener alttestamentarische Heide, der die jüdischen Rabbiner aufforderte, sie sollten ihm ihre gesamte Religion in einem Satz ausdrücken, bis er den Rabbi Hillel fand, der ihm zu seiner Befriedigung das gesamte jüdische Gesetz in dem einen Satz „höre, es gibt nur einen Gott“ festlegte. Der Rabbi Hillel hatte allerdings zum Vorbild die unübertreffbar knappsten Gesetze der Weltliteratur: die zehn Gebote. Die größten Meister des lakonischen Stils waren aber natürlich die Chinesen, die das Wort überhaupt verworfen und ihm die viel kürzere Art der abstrakten Hieroglyphe vorzogen, die zugleich einen ganzen Satz ausdrückt, ein schönes Bild darstellt, und das Auge wie das Gehör gleichermaßen erfreut. Eine chinesische Sage berichtet von einem alten Gelehrten, der auf einem Stein unweit der chinesischen Mauer eine einzige Hieroglyphe einmeißelte, die sämtliche Probleme, die die Menschheit bewegen, klar und erschöpfend zum Ausdruck brachte.

Auch in neueren Zeiten fehlte es nicht an Versuchen, in wenigen Worten vieles auszudrücken, wenn auch das Gegenteil davon öfter der Fall gewesen sein mag. So wollte der bolschewistische Dichter Marienhof alles was die Liebe betrifft in einem kurzen Poem ausdrücken und gleichzeitig alles bis jetzt über die Liebe Gesagte überbieten. Das Poem enthielt nur zwei Zeilen und wurde von den Anhängern Marienhofs mit Begeisterung aufgenommen. Die zwei Zeilen aber lauteten:

Dreißig Jahre Nobelpreis

Sein Name wird dank seiner Stiftung noch lange weiterglänzen und vielleicht nie mehr untergehen. Er hat

„Liebste, werde für heute der Sündenbock meiner Zartheit.“

Lenin soll sich beim Lesen dieser Zeilen krumm gelacht haben, worauf Marienhof Autor des Moskauer Staatsverlages wurde.

Was aber die knappe historische Schilderung anbetrifft, so ist Coolidge von jenem alten Perser übertroffen worden; dessen Geschichte bekanntlich Anatole France in einem seiner Märchen wiedergibt. Das Märchen berichtet, wie ein alter König, um weise zu regieren und die Fehler seiner Vorgänger nicht zu wiederholen, den Gelehrten befahl, für ihn die Geschichte der Menschheit niederzuschreiben. Jahrelang arbeiteten die Gelehrten und endlich brachte ein Elefant, mit Pergamentrollen schwer beladen, dem Könige die geforderte Geschichte: „Ich bin schon zu alt, um das Ganze durchzulesen“, meinte der König, und bat die Gelehrten, ihre Weisheit um ein Geringes zu verkürzen. Wieder begann die Arbeit der Gelehrten, deren Früchte dann auf einem Kamel zum König gebracht wurden. Auch das erschien dem greisen König als für ihn zu umfangreich. Dasselbe wiederholte sich, als die gesamte Geschichte von einem Esel mit Leichtigkeit getragen werden konnte. Endlich nach vielen Verkürzungen brachte ein Gelehrter dem Könige einen einzigen dicken und endgültigen Band. Der König las aber bereits im Sterben. „Wie mich's jetzt noch durchlesen!“ klagte er. Da er aber unbedingt noch vor seinem Tode die Weltgeschichte kennenlernen wollte, bat er den Weisen, ihm den Inhalt des Bandes in knappen Sätzen wiederzugeben. Da formte der Gelehrte die ganze Geschichte der Menschheit zu einem einzigen Satz: „Die Menschen werden geboren, leiden und sterben“, worauf der König befriedigt verschied. Dieser Satz wird in seiner Knappheit auch von Coolidge nicht übertroffen werden können, um so weniger, als er auch die ganze Geschichte Amerikas enthält.

ESSAD-BFY

War Shakespeare ein Italiener?

Diese Frage stellte und beantwortete ein sicher vielversprechender junger italienischer Literaturhistoriker namens Santi Paladino.

Vor kurzem erschien in Rom sein Buch betitelt „Shakespeare — Pseudonym eines italienischen Dichters“, in dem er zu beweisen versucht, daß Shakespeare in Wirklichkeit ein Italiener namens Michel Angelo war. Dieser Michel Angelo, der übrigens nichts mit dem Erbauer des Vatikans zu tun hat, schrieb seinerzeit eine Anzahl Bücher, die zuletzt nur noch einen einzigen Leser hatten — den besagten Literaturhistoriker Santi Paladino. Dieser stellte aber fest, daß eins seiner Bücher eine auffallende Ähnlichkeit mit dem „Hamlet“ aufweise, und begann sich nur mit der Biographie Michel Angelos zu befassen.

Es erwies sich, daß dieser, von der Inquisition verfolgt, im Jahre 1586 nach London floh, wo er bis 1615 Archivar und Freund des Lord Peambrock war. In London nannte er sich Michel Angelo-Florio und wohnte in einem Hause, das dem Schotte Shakespeare gehörte, dessen Namen er als Pseudonym wählte. Den „Hamlet“ begann Michel Angelo in Nänemark, wo er sich eine Zeitlang aufhielt und wo er die Legende vom dänischen Prinzen kennenlernte. Die Sonette sind bekanntlich einem „W. H.“ gewidmet.

Wer war nun dieser „W. H.“? Paladino beantwortet, auch, diese Frage. W. H. ist William Herbert Lord Peambrock, der Gönner Michel Angelos, mit welcher Feststellung nach der Ansicht Paladinos der letzte Zweifel an der Stichhaltigkeit seiner Ausführung behoben ist. Auch behauptet Paladino, daß Shakespeare seit dem Tode Michel Angelos zu schreiben aufhörte.

Die Ausführungen Paladinos haben naturgemäß vor allem in der englischen Presse einen Plut von Protesten hervorgerufen. Die englischen Fachleute, die sich jetzt gleichfalls mit Michel Angelo zu befassen begannen, haben bewiesen, daß er 1615 starb, also neun Jahre nach Shakespeare.

Michel Angelo-Florio war Professor in Oxford und Lehrer bei der königlichen Familie. Im britischen Museum sind auch seine philosophischen, der Königin gewidmeten Traktate aufbewahrt.

Die italienische Presse behauptet wiederum, daß dieses alles zwar stimmen mag, doch kein ausreichender Beweis dafür sei, daß Michel Angelo nicht gleichzeitig auch Shakespeare sein könnte.

War also Shakespeare ein Italiener?

E. B.

Rudolf Abraham Staats- und Verfassungslehre

110 Seiten. Kart. M. 1.90, Halbleinen M. 2.40

„Wir hören über das Wesen des Staates und seine Entstehung, über den Zweck des Staates, über Landesverfassungen, über die verschiedenen Staatsverfassungen und über die Staatsverbindungen. Auf knappem Raum wird viel gegeben.“
(Der Kampf, Wien)

Rudolf Abraham Die Theorie des modernen Sozialismus

Zur Zeit vergriffen.

Er erscheint in IV. veränderter Auflage im Herbst 1930

„Eine der besten populären Darstellungen der Theorie des modernen Sozialismus.“
(Professor Karl Fortländer in der Volkswirtschaft, Dusseldorf)

Frank Kühn Werden und Wachsen der sozialistischen Bewegung

111 Seiten. Kart. M. 1.90, Halbleinen M. 2.40

„In leichtvoller, klare Vorlesungsform vorgetragen, dabei ebenso hieb- und steichend in der prinzipiellen Haltung wie zuverlässig im Tatsächlichen, gibt die Schrift einen Überblick über das Werden und Wachsen der sozialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland, von ihren Anfängen bis in die neueste Zeit, von Wilhelm Weitling bis Friedrich Ebert.“

Karl Korn Die Weltanschauung des Sozialismus

19 Seiten. II. Auflage. 1 u. 5. Tausend. Kart. M. 0.60

„Die größten Probleme der Gesellschaft, wie Solidarität, Eigentum, Gemeinschaft und Kultur, Philosophie und Religion, Sozialismus und Protestantismus sind zu großen Fragekomplexen vereint und in Verhältnisse einander gebracht, die bei tieferem Studium zur Klarheit führen, da sie nicht fragmentarisch bleiben, sondern in einer Gesamtschauung zu fertigen Bild über die Weltanschauung des Sozialismus geben.“
(Volkswirtschaft, Düsseldorf)

Hendrik de Man Der Sozialismus als Kulturbewegung

45 Seiten. II. Auflage. 4.— 6. Tausend. Kart. M. 1.00

„Ein von der kulturellen Mission des Sozialismus auf tiefste Überzeugung Sozialist unternimmt hier eine Skizze des Sozialismus, indem er Veranschaulichung des Internationalismus und eine Überwindung des bürgerlichen Kulturkreises verlangt.“
(Berliner Volkszeitung)

W. Reimes Die materialistische Geschichtsauffassung und ihre Anwendung

68 Seiten. Kart. M. 1.40, Halbleinen M. 2.30

„Die Darstellung ist der besten Art, das Wort, als populär zu beschreiben. Sie erfüllt, was das so oft in so genannten populären Schriften geschieht, nämlich die Fülle aller wichtigen Fragen ausreichen Überflüssigkeit.“
(Vorwärts, Berlin)

Anna Siemsen Selbsterziehung der Jugend

61 Seiten. Kart. M. 1.30, Halbleinen M. 2.—

Alle Freunde der Jugend und vor allem die Jugend selber müssen diese kleine Schrift lesen zum Verständnis der Jugend und ihrer Tage und zur Festlegung des Weges, der hinausführt in das Land, in dem die Jugend ihre freudigen Taten tun kann. Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
Unser vollständige Verlagskatalog steht gern zur Verfügung

Arbeiterjugend-Verlag

Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 8

VERLAG VON JULIUS BELTZ IN LANGENSALZA

BERLIN-LEIPZIG

BI
Chom

Eine neue Novel Mann, die er als „ein Erlebnis“ bezeichnet. Eine jener köstlichen geschoben zwischen ein Aperçu gleiches raum des Lebenswerl den vermuten, daß C. velletta eine eigene Bemerkwürdige, gefahr und zugleich anziehend Cipolla, der sich Illusionen Hypnotiseur hieß dieser bössartige M. Lande Mussolinis, e deres als ein Symbol. Aber mag es im 21. angebracht oder in dem von ihm beri Deutungen zu geben Schicht der Ästhetik durchstoßen, er selbst sichtig, und er verla des Berichtes.

So wird es gut aus dem Wege zu befängeneit den Gou Bandes entzückt zu Mann konveriert. Stimmungen und Er einiger Sommerwochen italienischen Ba berichtet in fast v messener Form dire Gesprächs: Reiseerivatem Zirkel privagen. Aber so privat gen annuten, sie sind der Ebene des Allg innerhalb dieses Bezi Ein beiläufiger Zusat servilen Byzantinism direktors wird mehr höchst persönliches wächst in kurzer R haltiger und ärgerl einer kleinbürgerlich tät, die ihre unzulän

Die Psychoanalyse

GLOSSARIUM

Wie lerne ich richtig lesen?

Das Lesen der Bücher soll zwar leichter sein als das Schreiben, muß aber ebenso wie alles andere erst richtig gelernt werden. Ein Konversationslexikon will anders gelesen sein als ein Kriminalroman, und eine Reisebeschreibung verlangt eine andere Behandlung, als ein Band Lyrik. Leider fehlen uns bis jetzt behelfende Schriften, etwa mit dem Titel: „Wie lese ich ein modernes Buch?“ oder „Wie liest man Goethe?“, obwohl die Autoren mit Recht klagen, daß die Intuition, wie ein Buch richtig gelesen werden muß, den Lesern nur selten zu Hilfe kommt. Wer kennt z. B. die goldene Regel, daß Reisebeschreibungen vor dem Schlafen-gehen und Liebesromane nach dem Mittagessen gelesen werden müssen, daß also allerlei Voraussetzungen dazu gehören, um ein gutes Buch auch richtig zu genießen. Wer weiß, wieviel gute Bücher durch falsches Lesen um ihre Wirkung gekommen sind? Denn die zarte geistige Nahrung muß wie jede andere Art von Nahrung in ganz bestimmter Zubereitung verzehrt werden (Voraussetzung: daß der Verzehr ein kultivierter Mensch ist).

Wie soll man z. B. dem Leser eines Kriminalromans zu seinem Recht auf Spannung werden verhelfen, wenn er, gegen alle Leseregeln verstoßend, sofort nach dem ersten Kapitel zum letzten übergeht, dort die Lösung findet und dann das Buch gelangweilt beiseitelegt? Gerade das Lesen von Kriminalromanen erfordert ein gewisses Maß von Selbstbeherrschung des Lesers und es ist also kein Wunder, daß die Verleger von Kriminalromanen als erste auf den Gedanken kamen, in dieser Hinsicht erzieherisch auf ihre Leser einzuwirken.

Neuerdings erscheinen auch in Deutschland die in England schon lange bekannten Kriminalromane mit versiegelterm Schluß. Die Idee dieses verlegerischen Selbstschutzes ist durchaus praktisch. Den Schluß eines Films erfährt man erst, wenn man den ganzen Film gesehen hat und dieselbe Behandlung verlangt auch der Kriminalroman. Deshalb wird eben sein Schluß versiegelt. Wenn man bis zum Siegel gelesen hat, reißt man es auf und findet die Lösung. Wenn aber der Kriminalroman seinen elementarsten Aufgaben nicht gewachsen ist, wenn er den Leser nicht genug fesselt oder wenn der Leser noch vor dem Siegel die Lösung erraten zu haben glaubt, dann will der loyale Verleger nicht umsonst Geld bekommen haben. Der enttäuschte Leser kann das versiegelte Buch seinem Buchhändler zurückgeben. Der Sinn dieser Einrichtung ist klar: der Verleger, der ein anständiges Buch geliefert zu haben glaubt, will, daß sein Buch auch nach allen Regeln der Lesekunst behandelt wird, denn nur dann kann es seine Aufgabe nicht verfehlen. Und ich muß gestehen, daß die deutschen versiegelten Bücher des Anonymus-Verlages, die ich bis jetzt zu sehen bekommen habe, eine solche Behandlung wert sind. Besonders die Bücher Ph. Macdonalds, des erfolgreichsten Konkurrenten von Wallace, sind Volltreffer auf ihrem Gebiete. Bei keinem Bando habe ich den Wunsch gehabt, ihn mit dem Siegel zurückzugeben.

Ob diese kaufmännisch-erzieherische Methode auch bei anderen Büchern Verwendung finden kann? Das wohl kaum. Der versiegelte Schluß entspricht dem Wesen des Kriminalromans, doch müßten sich auch die Verleger anderer Bücher nach einem geeigneten Mittel umsehen, dem Leser die richtigen Leseregeln beizubringen. Wie wäre es z. B., wenn jedem Buche die Anmerkung des Autors oder eines Kritikers beigefügt wäre: „Wie und wann soll dieses Buch gelesen werden?“

Es würde dem Leser sicher mehr Nutzen bringen als sämtliche Waschzettel und die begeistertsten Urteile der prominenten Zeitgenossen. Die Kriminalverleger haben begonnen, die anderen Verleger sollten nun folgen.

ESSAD-BEY

Zeitschriftenchau

Das Maifest des „Querschnitts“ ist zu seinem größeren Teil dem inner dankbaren Thema Sachsen gewidmet. Die Beiträge, in denen die Seele der drei größten sächsischen Städte, die Eigenarten des sächsischen Menschenschlages, die großen Männer Sachsens mehr oder weniger nachdenklich oder heiter besprochen werden, lesen sich durchweg gut. Natürlich fehlt Hans Reimann nicht, der diesmal sein Herz für Dresden entdeckt, wie Hans Rohde das seine für Leipzig und Werner Illing für Chemnitz. Vom Inhalt des übrigen Heftes sind vor allem zu nennen: Eine kurze Selbstbiographie von Georg Kaiser; zwei vortreffliche kleine Aufsätze über erotische Probleme, der eine von dem verstorbenen P. H. Lawrence über das männliche Wunschbild von der Frau, der andere von André Maurois, ein besonders hübscher: Eine Darstellung der sexuellen Moral in ihren Wandlungen während der ersten

Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, gesehen etwa aus dem Jahre 1992.

Im „Schemwerler“ setzt sich Theodor Weingrund-Adorn nochmals mit Brecht-Weills Oper „Mahagonny“ auseinander.

In den „Flores“ (deren zweiter Herausgeber Willi Storrer kürzlich im Flugzeug tödlich verunglückte) äußert Walter von Hollander einige weltanschauliche Grundsätze unter dem Titel „Am Ende des kollektivistischen Zeitalters“. Die Komödie „Prandello sucht sich selbst“ von Hans Wilhelm Keller wird fortgesetzt.

Im „Hochland“ findet sich ein langer Aufsatz des Sigrid Undset. Die ewige Frauenfrage, der natürlich, bei aller Weichheit und weiblichen Milde, die Forderungen des Katholizismus aufs schärfste gegen alle modernen Irrungen vertritt. Interessant Theodor Brauers kritische Studie über die „Kapitalistische Wirtschaftsverfassung“. Eines der zahlreichen Beispiele für die lebhafteste Kritik am Kapitalismus, die augenblicklich von Nichtmarxisten, von grundsätzlich bürgerlich und kapitalistisch orientierten Publizisten vielerorts geübt wird.

Mit in erster Linie steht die „Car“, die ja seit einiger Zeit in dem (von uns schon mehrfach genannten) Anonymus Ferdinand Fried einen nicht nur aggressiven, sondern offenbar in seltenem Maße kenntnisreichen Wirtschaftskritiker großen Stils besitzt. Sein Beitrag im Maifest heißt diesmal „Die Krise des Kapitalismus“. Fried untersucht zunächst alle die periodisch während des neunzehnten, des klassisch kapitalistischen, Jahrhunderts wiederkehrenden Krisenfälle. Er versucht, ihre Gesetzmäßigkeit festzustellen, er betont die besondere, einmalige Bedeutung des Krieges als Warpsungszeichen und Wendung; und er formuliert zum Schluß schärfstens den offenkundigen Widerspruch des heutigen Zustandes, wo die Rohstoffpreise einen seit langem nicht gekannten Sturz erlebt haben und dennoch immer größere Massen darben. Er schließt mit den unzweideutigen Fragen: „Was ist das für eine Wirtschaftsordnung, in der wir feststellen müssen, daß die Weizen- und Roggenpreise zusammengebrochen sind, daß aber das Brot weder billiger noch größer wird? ... Was ist das für eine Wirtschaftsordnung, in der man zwischen Individualismus und Sondereigentum an Produktionsmitteln einerseits und monopolistischen Zusammenballungen und Ruhen nach Staatshilfe andererseits unentschieden hin und her pendelt? Was ist das für eine Wirtschaftsordnung, ... die Millionen nicht mehr beschäftigen und ernähren kann? Und die den „Segen der Erde“ und den Kindergeiz verwünscht und verflucht? — Und an diese kapitalistische Weltordnung sollen wir auch noch glauben?“

„Simca“, die Frankfurter China-Zeitschrift, widmet ein Gedächtnis Richard Wilhelm.

„Die Form“ behandelt die Mitarbeit des Künstlers am industriellen Erzeugnis: Vom kleinen Gebrauchsgegenstand bis zum Auto.

In „Osteuropa“ bespricht Arthur Luther neue russische Prosa.

Der Herausgeber der „Neuen Schweizer Rundschau“, Max Rychnar, beginnt als Ergebnis eines Berliner Aufenthalts eine längere Darstellung des allgemeinen, politischen und kulturellen Lebens der Metropole; sichtlich um Gerechtigkeit bemüht, eigenwillig, manchmal sehr schweizerisch. Auf jeden Fall sehr interessant. Wir werden noch davon berichten. — Neue Veröffentlichungen aus Hofmannsthal's Nachlaß.

Im Hamburger „Kreis“, April, stand ein ungewöhnlich reizvoller kleiner Artikel von Hans Leip über „Handjucken“, im Mai schreibt derselbe Autor Reisebetrachtungen aus Locarno. Debatte über die Eichbaum-Langenschen Theorien über Genie, Irsinn und Ruhm, eröffnet durch Adolph Wittmann. August Ehrwald schreibt unter dem Titel „Ein Gralsgeschlecht“ über Hofmannsthal, Borchardt, R. A. Schröder, Carossa und George. Im „Kunstwart“ schreibt Karl Nitzel über Rußlands Theater, die Versuchsbühne der Theaterwelt, Paul Alverdes über Hans Grimm's Novelle „Der Richter in der Karu“.

Der „Graf“ kündigt in Wort und Bild das neue Münchner Dramatisch-chorische Theater an, dem u. a. Mary Wigman angehört wird, und das im Sommer seine ersten Vorstellungen geben soll. Aufgeführt wird ein Werk des Schweizer Albert Chailoff: „Cotenat“.

Der Verlag für Kulturforschung, Wien, ersucht uns, folgenden Druckfehler in seinem Inserat in Nr. 14 zu berichtigen: Zeile 83 lautet richtig: „Bis 1. September 1930 M. 40.“

Vorstandsliste des Monats: ARTUR ROSEN in Berlin; für die Inserate: M. Hildebrandt, Berlin. Verantwortlich für die Herausgabe und Redaktion: in Österreich: Fritz Hain, Wien 1; in Deutschland: A. Vossmerhölzer, Redaktions-Verlag: Kurt Tschölkner, Wien, III, Fährstraße 2. — Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet, wobei jedoch der Preis 10 Schilling-Verkaufspreis unter der Bedingung des Anwerbs. Für vorwiegend abgeordnete Manuskripte und Rezensionen: Exemplare beifolgend. — Druck: MÖLLER & BOREL G.m.b.H., Berlin SW 68.



LOUIS WEINERT-WILTON
der große deutsche Meister des Detektivromans



LOUIS WEINERT-WILTON
wird von der Kritik und seinem großen Leserkreis der deutsche Wallace genannt



Sie suchen spannende Lektüre!
Lesen Sie eines der 3 bisher erschienenen Bücher von Weinert-Wilton, der neben Edgar Wallace ein Großmeister des Detektivromans ist. Sie werden dann jedes Werk von Weinert-Wilton lesen. Überall sind die Bücher vorrätig.
Kartonierte M. 3.—, Leinen M. 4.50

WILHELM GOLDMANN VERLAG LEIPZIG

Ist Séverac Bablon wirklich der Nachkomme Salomons, dessen Ring er trägt? Nur jene fürchten ihn, deren Riesenvermögen mit den Leiden unzähliger Menschen erworben sind. Ein aufsehenerregendes Werk



FRIEDRICH ZECKENDORF
Der Kampf um die Erbschaft der Zeche Gnadenfeld, um die Herrschaft über die Zechen, Walzwerke und Fabriken — Kampf aber auch um Liebe, Freundschaft, Wahrheit



Der neueste Detektivroman von **EDGAR WALLACE**



KARTONIERT M. 3.—, LEINEN M. 4.50

aten, Afrikaner, Polynesier oder
überstehen würden. Seine pseudo-
Natur verführt uns zu Trug-
nach strengen eigenen Bilde, in
viel fremderen Völkern niemals
würden.

zuletzt erweist sich Hans von
der Heideberger Professor für
in seiner doppelten Eigenschaft
russischer und Russe zugleich) als
einer Rußlandinterpret. In seinem
ist er sich jedes vorgefaßten Un-
Gesellschaft und Masse, über Indi-
vidualkultur, über Wirtschaftsethik
etischen Heroismus. Kein heimi-
sches, kein heimlicher Halbesang auf
licht neuen Masse oder Gemein-
schen, den neuen Proletariat oder
den neuen Fortschritts-Freiheits-
ungsjacken-Rationalisierungstraum.
Wirtschaftspragmatik werden nicht ge-
ist einfach eine monumental an-
schreibung dieses merkwürdigen
des Landes, seiner wechselnden ge-
n und schicksalgebundenen Kräfte
schlafens und Erwachens.

hier das werdende Rußland ge-
vom Eindringen des ersten nor-
Adels, vom Erstarken der
Grundherren, dem Mongolen-
em erst deutsch, dann französisch
Absolutismus, dem Merkantil-
und den freischwebenden Intellekt-
zum revolutionären Einsturz.
frage, wer herrschen wird und in
namen birgt die künftige zeit-
Entscheidung. Ein neues Rußland,
Weltmacht muß entstehen, sobald
lenschen ein neues Lebenswille ge-
sobald das indolente Volk der
us, sich nur als Objekt seines
fühlen und alle seine einzelnen
Träger der Staatsidee sich selbst
n. Erwachen einer geschichtslosen
bisher jede herrschende Kaste
die künftige Fremdes hat über sich
sen — dies ist, wenn wir Eckardt
llen, die mögliche, die einzig mög-
lichste Sendung des Bolschewis-
so unter dem Mantel des marxisti-
sches nur die notwendige Willens-

Theorie nicht wieder etwas echt Russisches
und das gesamte Gegenteil eines Erwachens
zu menschlicher, machthirngender Tat?

Walther TRITSCH

Karl Wihg. Stindlerat Handte

G. W. Enoch, Hamburg.

Ein sauberes Zweckbuch, keine Dichtung.
Stellt Zustände und Probleme der modernen
Aufbauschule im Rahmen einer (recht dürf-
tigen und konstruierten) Handlung mit Offen-
heit und Kenntnis dar. Hinter dem Verfasser-
namen soll sich ein höherer Schulmann ver-
bergen. Ganz ohne Zweifel sind hier aller-
besten Wille und freieste Gesinnung am Werk.
Man wünscht dem Buch, daß es auf gewisse,
offenbar noch länger nicht ausgetretene Pa-
kergefühle klärend und beschämend wirken
möge. Sehr instruktive Details aus Zensur-
konferenzen und dergleichen.

Wie man jetzt hört, ist der Verfasser dieses
kurzlich gemeinten Buches, ein rheinischer
Schulmann, durch das Provinzialkollegium
vorübergehend vom Amte suspendiert
und danach strafweise an die kleinste höhere
Schule, die im ganzen Rheinland aufzufinden
war, versetzt worden. Das Tolle an der Sache
ist, daß diese Maßregelung nicht einfach von
oben her verfügt worden, sondern auf An-
trag der Kollegen erfolgt ist! — Das ist die
Rolle von Schulmeistern an einem Buch, in
dem Probleme des heutigen Schulwesens so
vorsichtig, milde und, sagen wir ruhig, schul-
meisterlich erörtert werden. Triumph des
Kastengeistes. Nütze um Himmels willen nichts
an die böse Außenwelt dringen lassen! Nur
keine Diskussion! Beschwerden sind in der
Konferenz oder beim Provinzialkollegium vor-
zubringen. Die Öffentlichkeit darf nichts
von der geheimen Magie der Schulmeister
erfahren.

A. E.

**Maria Bronika Rudatscher:
Der Ensenberger**

Kösel & Pustet, München

Zwei Motive haben diese Monographie,
diesen „Roman“ eines Künstlerlebens ent-
stehen lassen: die Liebe zur naturwüchs-
igen bodenständigen Kunst, verkörpert in
dem Holzbildhauer und Maler Joseph Mo-
röder, und die zum Gröndlerland, seinen
Sitten und Gebräuchen. Das Buch beginnt
mit der zweiten Hälfte des vorigen
Jahrhunderts und zeigt uns die Stationen
eines arbeits-, sorgen-, freuden- und liebe-
reichen Lebens, das bis in unsere Jahre
hineinragt. Wohl wenige von uns werden
die naturalistisch-chewürdigen Bilder dieses
gütesgläubigen und naturhaften Bauernsohnes
kennen, und über den rein künstlerischen
Wert seines umfangreichen Oeuvre soll hier
nicht diskutiert werden, denn der Gewinn
dieses mit inniger Hingabe geschriebenen
Buches liegt meines Erachtens auch mehr
im Reimenschlichen, in den unverfälschten
Milieuschilderingen und seiner völkischen
Grundlage. Es bleibt nicht ohne inneren Gewinn,
einmal für ein paar Stunden sein Stadtkleid
abzulegen und sich in jenes nunmehr ita-
lienische Stück Dolomitenitalien zu vertiefen,
dessen Eigenarten überreich sind an Inter-
essanten, Behaltenswertem und wahrhaft
Lebendigem.

schlechter Feder, klar und überzeugend. Lite-
raturisch von Belang ist der Roman allerdings
nicht. Man merkt die Konstruktion und ist
ein wenig verstimmt, abgesehen davon, daß
sein Stil manchmal in unschöne Niederungen
hinabsteigt. Und ein zweites Manko ist, daß
der Autor um der Idee willen die Hand-
lungsträger durch seine Schwarzweißtechnik
ihrer Natürlichkeit und somit eines guten
Teils ihrer Glaubwürdigkeit beraubt. Doch
seine Argumentation ist treffend, und sein
genakologisches Wissen gut fundiert. Die
bestgelungene Figur ist der sich wissen-
schaftlich und psychologisch verschärfende
Leiter der „vornehmen“ Frauenklinik. Trözt
mancher Wenn und Aber, auch diese Art
Lektüre, die so bescheiden ist, sei willkommen.
Albert ZIMMER

**VLADIMIR BRUNOWSKI:
IN: SOWJETKERKERN**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Es gibt bereits in der Reihe von Schriften über
den roten Terror in den Zeiten des Kriegs-
kommunismus. Vladimir Brunowski, den rus-
sche Revolutionär, ehemaliger Mitarbeiter von
Lenin und später langjähriger Insasse der
GPU-Kerker, schildert die zweite Etappe des
Terrors — den Terror in den Zeiten des
Nep. Ohne sensationelle Enthüllungen, sach-
lich und knapp erzählt Brunowski das All-
tagsleben in den GPU-Gefängnissen, die gei-
stigen und physischen Folterungen, denen dort
die Gefangenen ausgesetzt sind. Auch die
Gefängnisse kapitalistischer Länder sind oft
grauenhaft, und das Leben in Sing-
Sing ist weit von den mythischen Photo-
reportagen der illustrierten Blätter entfernt.
Das aber, was Brunowski zu berichten weiß,
ist kein Gefängnisleben mehr, es ist das fin-
stere und grausame Mittelalter mit all seinen
Schrecken, ein Leben, wie es sich die krank-
hafte Phantasie nicht schlimmer ausmalen
kann. Dabei scheint nichts übertrieben, alles
lediglich ein authentischer Bericht eines Augen-
zeugen und Opfers. Mit Recht nennt Dr. Karl
Kindermann in seiner Vorrede das Buch einen
„Badecker durch die verborgenen Sehenswür-
digkeiten Moskaus“.

JULIUS HAYDU: JEHOVAH'S GEBURT
Phadon-Verlag, Wien

Die vielumschrittene Königin Nefretete ver-
liert auch als Heldin eines Romans nichts von
ihrem mondänen Scharm. Der Roman ent-
hält kulturhistorische Schilderungen aus dem
alten Ägypten, deren sachliche Beurteilung
wir den Ägyptologen überlassen müssen. Der
Kampf der Götter, die Entstehung des Mono-
theismus hat in dem Verfasser einen geeig-
neten Interpreten gefunden. Also ein Roman
nicht bloß für die Verehrer der göttlichen
Nefretete.

ISSAD BEY

Spannende Kriminalromane	von 5. - 10. M.	1.00 M.
Eynard, der tanzende Kanari	6. - 10. M.	1.00 M.
Prévoist, Manon Lescaut, illustriert	6. - 10. M.	1.00 M.
Enright, Geler d'Necht, Kriminal-Rom.	6. - 10. M.	2.00 M.
Verkauft postfrei gegen Vorkasse		
Buchhandlung Friedrich Katz, Berlin W 62, Kleiststr. 29		

MAGAZIN



KLEINE ANZEIGEN

ZUM ERMÄSSIGTEN TARIF VON 40 PFENNIG PRO MILLIMETER

„Amethyst“
und „Weiberherrschaft in der Geschichte
der Menschheit“ (zwei Bände) zu verkaufen. An-
gebote unter Nr. 589 an die Literarische Welt.

Ungestörte geistige Arbeit
in einstufigem Landhaus einer kultivierten Frau
im Alltags, abends des großen Verkehrs, 2 Räume

Dr. L. W. Wall

6/1930 Nr. 27 S. 6

terdessen Lord Beaverbrook, und dieser Lord Beaverbrook besitzt heute einen starken Anteil an verschiedenen einstigen Northcliffe-Interessen. Lord Rothermere hat 40% der Aktien der Beaverbrook-Zeitungen.

Die Riesensummen, die seit etwa 1920 in den Finanzberichten über Fleet Street genannt wurden, lenkten in den letzten zwei bis drei Jahren die Aufmerksamkeit ausgesprochen spekulativer Elemente auf das Zeitungswesen. Der ehemalige Solicitor William Harrison kam im Jahre 1925 an die Spitze eines Papiertrusts, dem etwa 25 Papierfabriken angeschlossen waren. Das Gesamtkapital dieses einzigen Unternehmens belief sich Anfang 1929 auf 80 Millionen RM, sein Marktwert auf 140 Millionen. Im Jahre 1926 erwarb nun der Papiermagnat Harrison um 60 Millionen RM die „Big Six“, die sechs großen englischen illustrierten Wochenschriften, um — wie er sagte — neue Absatzmärkte für seine Papierfabriken zu sichern. Er ging also den umgekehrten Weg wie die Northcliffe-Leute, die Papierfabriken errichteten, um ihren Papierbedarf zu sichern. In Wirklichkeit handelte es sich bei Harrison aber nicht um die Lösung von Absatzfragen, sondern darum, die Möglichkeit zu verwirklichen Finanzierungskünsten zu bekommen. Als der unvermeidliche Zusammenbruch kam, hielten sich die Aktienkurse der Zeitungen verhältnismäßig am besten.

Eine gewisse Rückwirkung dieser Vorgänge auf sämtliche börsenmäßig gehandelten Zeitungsfaktien konnte nicht ausbleiben. Aber für die Zeitungen der Northcliffe, Berry- oder Beaverbrookgruppen sind Börsennotierungen keine Schicksalsfragen. Denn sie arbeiten ausschließlich mit langfristigen Anleihen und haben üppige geschäftliche Möglichkeiten. Harrison u. a. hingegen vertraten eine abenteuerliche Art der Finanzspekulation und glitten aus.

Das erste Opfer des Zusammenbruchs der Harrisongruppe ist die liberale Morgenzeitung „Daily Chronicle“. Als Käufer konnte nur eine liberale Zeitung in Betracht kommen. „Daily News“ war der gegebene Käufer. Dieses ausgezeichnet redigierte Morgenblatt blieb Familienbesitz, und wie bei der „Times“ und „Manchester Guardian“ wird streng darauf geachtet, daß dem Blatte der Charakter eines reinen Zeitungsunternehmens gewahrt bleibt. Hill GILLAND

Dichter an die Front!

Sämtliche Schriftstellerorganisationen Sowjetrußlands haben beschlossen, eine Dichterarmee mobil zu machen, die in Brigaden zerfällt, und die unter Führung erfahrener Fachleute das Leben praktisch studieren soll, um es dann künstlerisch schildern zu können.

Diese Dichterbrigaden werden nun an die Sowjetfront entsandt, in die Kolchosen zur Landarbeit, auf die Fabriken und in die Kasernen der roten Armee, wo sie sich für einige Monate dem praktischen Berufe widmen. Jede Brigade der Schriftstellerarmee besteht aus 15 Mann, und die literarischen Blätter Rußlands wimmeln von

folgenden Nachrichten: „Die 8. Leningrader Schriftstellerbrigade wurde zur Arbeit in die Kolchosen des Nordkaukasus geschickt“ oder „Die Dichter Slonimski und Michailow sind in die roten Kasernen abkommandiert worden, um, zum Zwecke einer späteren künstlerischen Gestaltung, das Leben unserer Armee zu studieren. Beide sind als Soldaten in die Armee-listen eingeschrieben worden“. Die Dichter Lawrow und Tschernjowski sind nach Rjasan abgesandt worden, um sich an der Kollektivisierung des Viehs zu beteiligen.

Fast sämtliche namhaften Dichter Rußlands sind Soldaten der Schriftstellerbrigaden geworden. Léonoff und Ws. Iwanoff sind mit der 1. Leningrader Brigade in ein Kolchos im asiatischen Rußland geschickt worden. Lidia Seifulina und Olga Forsch arbeiten seit Monaten in einer Textilfabrik usw.

Doch ist die Bildung dieser Dichterbrigaden nur die erste Phase einer weiteren Entwicklung, deren Projekt von dem Reiterführer Budjonny stammt. Dieses Projekt heißt: „Militarisierung des Schrifttums“. Jeder Schriftsteller soll nach diesem Projekt noch in Friedenszeiten für die schriftstellerische Tätigkeit im Falle des Krieges vorbereitet werden, um nicht den Aufgaben, die der Krieg an ihn stellt, ahnungslos gegenüberzustehen. Dazu ist erforderlich, daß der Schriftsteller 1. das Leben des Soldaten kennt, 2. mit Waffen umzugehen versteht, 3. reiten kann, 4. die Strategie, die Kriegstaktik und andere Kriegsfächer beherrscht, 5. einige Zeit in der Kaserne verbringt.

Das Projekt fand lebhafteste Zustimmung der Kritiker und der höheren Behörden, die, wie sie jetzt mitteilen, schon längst die Notwendigkeit der literarischen Mobilmachung erkannt haben. Es ist sogar vorgesehen, die Schriftsteller nach Abschluß der militärischen Vorbereitungen in eine neu zu bildende „literarische Reservearmee“ einzuschreiben.

Die Folgen der Parole „Dichter an die Front“ lassen sich zur Zeit noch nicht überblicken. Einiges Bedenkliche erfährt man aber durch „Meldungen von der literarischen Front“, die die literarischen Blätter veröffentlichen. Eine dieser Meldungen lautet z. B.: „Heute, am 20. März, wurde im Dorfe Petrowski der Dichter Mikejef von den Bauern erschlagen. Er starb auf seinem militärisch-literarischen Posten, denn er erklärte gerade den Bauern die Bedeutung der Kollektivwirtschaft.“

Andere auffallende Folgen sind z. B. die Erklärung des Dichters Ogneff, daß er durch seine Tätigkeit in etlichen Brigaden und Aufklärungsverbänden gezwungen sei, die Schriftstellerei bis zum Herbst aufzugeben; auch der Leiter des Staatsverlages, Chalatow, klagt über einen erstaunlichen Mangel an brauchbaren Manuskripten, und selbst Lunatscharski mußte kürzlich erklären, daß es den Schriftstellern trotz aller Brigaden an konkretem Material fehle.

Wie lange die militärisch-kollektivistischen Brigaden ihre Tätigkeit ausüben werden, ist unbekannt. Es

fehlt auch nicht an Aufforderungen, die den faulen Europäern nahelegen, dem Beispiele der USSR. zu folgen.

Sämtliches Material für diesen Aufsatz lieferte die Moskauer „Literaturnaja Gasceta“, literarische Zeitung, das offizielle Organ des allgemeinen Verbandes der proletarischen Dichter. (Wapp) Nr. 40-50. Ein Zweifel an der Wahrheit des Geschilderten ist demnach ausgeschlossen.

Kleine Anzeigen
haben in der „Literarischen Welt“
den besten Erfolg!


FLUDECKE
VERLEGER-PAPIERE

Für jeden geistig Arbeitenden
unentbehrlich!

Die neue
**KLEIN
ADLER**

Die vollkommenste kleine
Schreibmaschine mit einfacher
Umschaltung und Stab-
stängensystem

— EIN RIKKE IN
DER LEISTUNG — EIN ZWERG
IMPREIS —



Leicht zu erlernen
Schreibt schnell
Leichtes Gewicht

ADLERWERKE

VORM. HEINRICH KLEYER A.G., FRANKFURT A.M.

Filialen in
BERLIN / BRESLAU / HAMBURG / HANNOVER
KARLSRUHE / KÖNIGSBERG I. PR. / LEIPZIG
MÜNCHEN / NÜRNBERG / STUTTGART

Überall vertreten

DMW

Die Lit. Welt 6/1930 Nr. 28 S. 4

ARIUM

mals möglich, d. h. das Arbeiten im Sinne Gründe verstehender, einwirkungsfähiger, verändernder Wissenschaft. Daß all diese Vorzüge von Gegnern einfach aufgegriffen und so dann als Vorwurf gegen die Psychoanalyse benutzt wurden: sie „rationalisiere das Unbewußte“, sie „arbeite ja kausal“ usw. — das lohnt kaum eine Debatte, da es als Feststellung trivial richtig sein mag, als Vorwurf aber Absicht, Leistung und Erfolg Freuds völlig mißverstehen. Man kann nicht jemandem akkurat das, was er will und auch erreicht, als Fehler oder Mißerfolg dieses seines Wollens und Erreichens ankreiden.

Die Verwendbarkeit der psychoanalytischen Betrachtungsweise für die Aufdeckung der Genese verschiedener Kulturgebiete ist heute nicht mehr zu bestreiten, obgleich hier Vorsicht geboten ist und die Arbeiten mancher Schüler, besonders im Bereiche der Mythenforschung, nicht entfernt an die Exaktheit und das wissenschaftliche Verantwortungsgefühl des Meisters heranreichen.

Frankfurt will den großen, unbestechlichen Forscher ehren. Seine Vaterstadt steht anders zu ihm. Nie hat er an der dortigen Universität einen Lehrstuhl erlangt; eine nebensächliche Honorarprofessur zählt in dem Zusammenhang nicht mit. Die Wiener haben Unrecht. Überall in der Welt, von Kanada bis Südafrika oder Australien, bedeutet Wien heute „die Stadt Freuds“, seine Bedeutung „für den Fremdenverkehr“ darf also nicht unterschätzt werden. H. LANDRY

EINE EUROPÄISCHE SCHRIFTSPRACHE WANDERT AB

Die jüngste Kundgebung der jugoslawischen Regierung: daß man in Belgrad an die Verwirklichung des Staatsgrundgesetzes vom 1. Oktober 1899 zu schreiten gedenke, hat in allen europäisch denkenden Kreisen Europas einige Besorgnis erweckt. Dieses Gesetz, ein Freiheitspostulat, solange es Wunschtraum war, aber eine Zwangsjacke, sobald die Gelegenheit, es anzuwenden, sich überraschend schnell eingestellt hat, statuiert die „ethische und ethnische Einheit aller südslawischen Nationen“, mit anderen Worten: ein politisches und kulturelles Groß-Serbien, ohne Rücksicht auf die erhebliche Heterogenität seiner Bestandteile. Die nunmehr nachdrücklicher als je zuvor geäußerte Absicht, die ausgesprochen westlich bestrebten und streng katholischen Kroaten den bewußt östlichen, zur orthodoxen Kirche zählenden Serben mit Gewalt unterzuordnen (die Frage nach den relativ sehr geringfügigen slowenischen, mohammedanischen und deutschen Minderheiten verblaßt neben diesem Hauptproblem). — Diese Absicht besteht ja seit der Konstituierung des Königreichs S. H. S. und hat zu jenen schweren innerpolitischen Konflikten geführt, die in der Ermordung Stephan Raditschs, in der Aufrichtung der Diktatur und in den skandalösen politischen Verfolgungsprozessen der letzten Monate gipfelten. In diesem Zeitpunkt — in dem man allerdings nach so viel Radikalismen eher eine konstitutionell föderalistische als eine absolutistisch-unitarische Wendung der Dinge erwartet hätte — überrascht die betonte Konstanz des Regierungskurses, stärker als eine Schwenkung

ins Gegenteil. Und man dürfte sich mit der Proklamation der längst bestehenden großserbischen Tendenz als mit einem vorhandenen Uebel abfinden, würde nicht die Belgrader Kundgebung eine Wendung einschließen, die eine weitgehende, schwere Bedrohung der ohnedies höchst fragilen europäischen Kulturgemeinschaft darstellt: sie enthält nämlich die Ankündigung, daß von nun an „der Schulunterricht von den Universitäten bis zu den Volksschulen darauf gerichtet sein müsse, eine nationale jugoslawische Kultur zu begründen und die Jugend in diesem nationalen Geiste zu erziehen“. Dieser Satz, für Fernstehende scheinbar nichts als eine leere nationalistische Phrase, ist in Wahrheit von verhängnisvoller praktischer Bedeutung: er kann nicht mehr und nicht weniger besagen, als daß die kulturelle Kluft zwischen Zagreb und Belgrad, die sich sprachlich nur in der Schrift, und zwar in der Anwendung lateinischer Lettern in Kroatien und kyrillischer Lettern in Serbien ausdrückt, durch erzwungenen Übergang zur einheitlich kyrillischen Schreibweise überbrückt werden soll. Mit dieser Maßnahme würden nicht nur Millionen von Kindern zu einer Art der Niederschrift ihrer Muttersprache gezwungen werden, die ihren Eltern fremd, sogar verhaßt ist, — es würde außerdem die Verständigung mit einem wertvollen, aufstrebenden Bestandteil des europäischen Kulturkreises für immer unendlich erschwert werden, und das in einer Zeit, zu der etwa bei uns selbst die Einsichtsräumen aus kosmopolitischen Gründen der frühzeitigen Einführung der Lateinschrift in den Elementarschulen zustimmen. Ein winziger Ziegelstein vom babylonischen Turm soll fallen, gegen den Willen und gegen die ganze Art eines großen Volkes, und eine viel größere und wichtigere Gemeinschaft soll darum um das biblischen kulturellen Kitt beraubt werden, der helfen könnte, sie zusammenzuhalten. Hier liegt auch eine und nicht die kleinste Gefahr der Belgrader Gewaltkundgebung.

Stephan EHRENZWEIG

AUSSTELLUNG GEORGISCHER KUNST

Nachdem die Verwandtschaft zwischen der Sprache und Kultur der Georgier und sämtlicher rätselhaften Völker Europas, der Bakken, Pelassen, Etrusken halbwegs bewiesen ist, macht sich ein gewisses Interesse für dieses, wie Stefan Zweig sagte, „beschämend unbekannte Volk“ bemerkbar. Es ist allerdings noch umstritten, ob den Georgiern und den ihnen verwandten Völkern (dem sog. japhetischen Stamm) derselbe Anteil an der Schaffung der Kultur des Mittelmeerbeckens einzuräumen ist wie den Semiten und Arianern. Die Verfechter der Theorie des „dritten japhetischen Elementes in der Kultur des Mittelmeerbeckens“ wollen aber wissen, daß das Japhetische nicht nur an dieser Kultur maßgebend beteiligt ist, sondern auch sämtliche bisherigen Rassen- und Sprachtheorien umstößt. Der diesbezügliche gelehrte Streit gehört zu den interessantesten Kapiteln der modernen Philologie.

Unumstritten dagegen scheint die Bedeutung der georgischen Kunst, insbesondere der Architektur. Die Ausstellung der georgischen Kunst des Mittelalters im Berliner Kunstgewerbemuseum (veranstaltet von der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas und dem Kultuskommissariat der georgischen S. S. R. unter Leitung des georgischen Kunsthistorikers Prof. Tschubimatschwil) gibt einen interessanten Querschnitt durch das Kunstschaffen des georgischen Volkes. Östliche und westliche Einflüsse sind an dieser Kunst gleichermaßen beteiligt. Dieses europäischste Volk des Orients hat es verstanden, Elemente der orientalischen und der europäischen Kunst in sich aufzunehmen und sie schöpferisch zu verarbeiten. Alte byzantinische Meister und die berühmten persischen Miniaturzeichnungen sind in georgischen Kul-

turkreise heimisch, und manche der in Berlin ausgestellten Ikonen, Buchzeichnungen und Kirchenfresken sind gerade ihres östlich-westlichen Charakters wegen überaus interessant.

Es ist übrigens bei allen ausgestellten Gegenständen, bei den silbergelackten Ikonen, bei den Nadelmalereien u. dgl. auffallend, daß die Georgier trotz der mannigfaltigen europäisch-asiatischen Einflüsse, die in Details unleugbar vorhanden sind, in der Komposition des Ganzen einen eigenen Stil zum Ausdruck bringen.

Den europäischen Besucher wird aber in der Ausstellung vor allem die monumentale Kunst der Georgier, die Architektur ihrer Dome interessieren. Diese Architektur ist national georgisch, und ihre Ursprünge dürften zum Teil auf die alten transkaukasischen Tempelhäuten zurückgehen. Ueberraschenderweise sieht man die altgeorgischen Dome im romanischen Stil gehalten. Die frühchristlichen Dome Italiens, Frankreichs und Deutschlands haben unbegreiflicherweise ihre Parallele in den Kirchenbauten der Georgier. Da diese Bauten zeitlich nicht zusammenfallen, sondern Georgien um gute hundert Jahre voraus ist, liegt der Gedanke nahe, daß der altgeorgische Baustil auf dem Umwege durch Byzanz das frühchristliche Europa stark beeinflusst hat. Die in Berlin ausgestellten Abbildungen der georgischen Dome sind wenigstens geeignet, diese Theorie zu belegen.

Schon aus diesem Grunde verdient die erste Ausstellung dieser fernen kaukasischen Kunst Beachtung.

ESSAD-BEY

Zeitschriftenschau

Im Juniheft der „Neuen Schweizer Rundschau“ beendet der Herausgeber Max Rychnier seine Betrachtung der geistigen und öffentlichen Dinge in Berlin. Seine mannigfachen, zwar vielfach kritischen, doch im ganzen überaus sachlichen Bemerkungen heben sich wohltuend ab gegen manche anderen Auslassungen mehr pamphletistischer Art, die wir jüngst aus anderen Ecken des deutschen Sprachgebietes zu lesen bekamen. Rychnier stellt am Schluß seiner vielseitigen Untersuchung sehr günstige Prognosen: „Die Bereitschaft Berlins hat einen fruchtbaren Zug; der Wille, ein Kulturzentrum zu werden, hat in den Jahren seit dem Kriege Erstarkendes erreicht. Deshalb besteht auch ein Kulturproblem Berlin“ für die deutschsprechende Welt. Berlin muß vor der Instanz eines vielumfassenden Kulturwissens sich verantwortlich fühlen und mehr vertreten wollen, als seine eigene etwas sensationelle Vor-



Verlag von Julius Beltz
Langensalza / Berlin / Leipzig

Zur Feier des Verfassungstages!

Soeben erschienen in 3. Auflage:

Republikanische Feiern

Eine Handreichung, herausgegeben von Oberstudiendirektor Dr. Karl Müller und Regiedungsdirektor Albert Wagner

Teil I:

Trotz Erhöhung des Umfanges zum alten Preise von 6. — Mk. broschiert und 7.50 Mk. gebunden

Die „Republikanischen Schulfest“, haben den Beweis ihrer Notwendigkeit durch das Erscheinen dieser neuen Auflage, die schon ein Jahr nach der zweiten notwendig geworden ist, wiederum erbracht. In gewisser Hinsicht stellt diese Auflage eine Umarbeitung dar. Denn nicht nur sind einzelne Teile einer Umarbeitung

ÖSTERREICH

Eine riesige Kartoffel zur deutschen

De 21. Welt 6/1930 Nr. 29130 S. 11

GLOSSARIUM



KESSER

und Dramatiker, feiert
am 50. Geburtstag

3 in Breslau

ehemalige „Deutsche
einzeln Tagung“ ab-
lie, nachdem sie in
in deutschen Ländern
ung verlustig geggan-
rteipolitischer Privat-
h aber mit viel un-
eute, immer noch als
ntstudentenschaft be-
ziffermäßig wenig
gesamten deutschen

Dieser Verein reak-
te nichts. Hilferes
rumschleppgramm an
einen Antrag anzu-
igung an den Ver-
ind durch mancherlei
ben, daß die natio-
innerhalb dieser Or-
Hohepunkt dieser
l. Pathos auszusäen-
heung eines Arbeits-
syndes Männer von
so heißt es, neben
sportlich geübt und
rellen Fragen unter-
mit, ganz im Sinne
iedereinführung einer
und in der Tat, für
heint es keine nahe-
ben als das deutsche
itlichen Ideen auf-
gt nahe, den Gegen-
ß die Anhänger des
icht in der Form
füllen, daß sie sich

mindestens ein Jahr lang beflissen und eifrig
der Lehrmittel der Universität bedienen, was
ihnen zweifellos geistig und sittlich bekömm-
licher sein wird, als die Demonstrations-
versammlungen und die politischen Kämpfe-
leien aller Art, in denen sie sich noch immer
mit verminderterem Fleiß üben.

Es soll nicht vergessen werden, noch hin-
zufügen, daß man auf dieser Tagung
auch mit Fragen der Hochschulreform sich zu
beschäftigen nicht umhin konnte, welche Dis-
putation jedoch weniger positive Ergebnisse
zeigte, als alle über die außerhalb der eigent-
lichen Studieninteressen liegenden politischen
und parteipolitischen Fragen. Diese Breslauer
Tagung hat wieder erwiesen, daß die Durch-
setzung eines großen Teiles der „Deutschen
Studentenschaft“ mit rationalsozialistischem
negativen Radikalismus es vorläufig unmög-
lich macht, die Studentenschaft zu einer re-
präsentativen Gesamtorganisation zusammen-
zufassen. K. z.

Fünfjahresplan der russischen
Literatur

Der russische Fünfjahresplan, der bis
jetzt nur eine Umorganisation und einen
Neuaufbau sämtlicher Zweige der Wirtschaft
und Industrie vorsah, ist nunmehr auch auf
die Literatur ausgedehnt worden. Sämtliche
Schriftsteller Rußlands, soweit sie nicht „reine
Dichter“ sind, müssen während dieser Frist
gleich den Ingenieuren und Arbeitern — an
einer gänzlichen Umgestaltung ihres Gebietes,
des Schrifttums, arbeiten. Innerhalb dieser
Frist soll, diesem kühnen Plane zufolge, die
gesamte wissenschaftliche, politische, philoso-
phische und populäre Literatur Rußlands, ge-
mäß den Grundsätzen des wissenschaftlichen
Marxismus neugestaltet werden.

Eine neue Terminologie, neue sprachliche
Formen, neue philosophische Grundlegung
sollen als Ergebnis der Arbeit das grandiose
Gebäude einer neuen Weltanschauung krönen.

Dieser einzigartige Versuch eines planmäßig
organisierten Umbaus der Literatur verdient
ernste Beachtung. Zum erstenmal in der Ge-
schichte der menschlichen Kultur wird hier
der Versuch unternommen, die Arbeit des
Schriftstellers in den Rahmen eines fest-
umrissenen kulturpolitischen Gesamtpro-
gramms hineinzuzwingen. Als Ziel schwebt
offenbar eine endgültige Lösung von der
alten Denkart vor, von der alten Mentalität,
selbst von der alten Terminologie, die nun
durch die chinesische Mauer der Fünfjahres-
literatur für immer von dem neuen Men-
schen getrennt werden sollen.

Ein Ersatz der jahrtausendalten unorgani-
sierten Geisteskultur durch ein fünfjähriges
planmäßiges Schaffen setzt allerdings außer
dem guten Willen der Beteiligten einen voll-

kommen „übermenschlichen“ Arbeitseifer und
die Intuition des Genies voraus. Wenn das
Ergebn dieser Arbeit ein neuer geistiger
marxistischer Mensch und nicht bloß ein
Homunkulus sein soll, muß die Arbeit
selbst — wenn sie nicht zu den Mitteln einer
geistigen Alchemie greifen will — schlecht-
weg den Gipfel der menschlichen Leistungs-
fähigkeit darstellen.

Ob die wissenschaftlichen Marxisten dieser
Aufgabe gewachsen sein werden? Sowjet-
Rußland besitzt heute — das ist unbestreit-
bar — ein paar wirklich geniale marxistisch
eingestellte Gelehrte, daneben aber eine Schar
Nachläufer, die am wenigsten für eine solche
welthistorische Arbeit geeignet sind. Immer-
hin bleibt dieser Versuch, selbst wenn er
mißlingt, ein merkwürdiges Beispiel für die
Kühnheit der Sowjets, die das, was man
unter normalen Verhältnissen „Hoffnungen“
nennen würde, prompt auf den Namen „Plan“
tauft und dann diesen Plan auch wirklich
auszuführen bemüht ist.

Die Mittel allerdings, die die Sowjets zur
Ausführung dieses Planes für einzig geeignet
erachten, sind größtenteils materialistisch. Den
Schriftstellern, die den marxistischen Men-
schen schaffen sollen, wird das staatliche
Honorar von 30 Rubel pro Bogen auf 120
erhöht.

ESSAD BEY

An die deutschen Verleger

Die Gesamtausgabe der Werke Klaukunds,
die der Phaidon-Verlag soeben in dankens-
werter Weise herausgibt, trotzdem die Einzel-
ausgaben noch Länge nicht vergiffen sind,
regt zu einer merkwürdigen, aber bitter not-
wendigen Betrachtung an. Seit jeher haben
sich die deutschen Verleger der Ehrenpflicht
gegenüber früh verstorbenen Dichtern nur
üßern und meist sehr spät erinnert. Es
sind da recht beschämende Daten, mit
denen man aufwarten kann. Fünfzehn Jahre
dauerte es, bis sich ein Verleger entschloß,
nach dem Tode Kleists dessen Gesamtelte
Werke durch Tieck herauszugeben, dreizehn
Jahre gingen nach dem Tode Büchners, da-
hin, bis Sauerländer in Frankfurt erst dessen
Nachgelassene Schriften und zweihundvierzig
Jahre gar, bis Franzos seine sämtlichen
Werke herausgab. Grabbe ging es nicht viel
besser, auch bei ihm waren achtunddreißig
Jahre verstrichen! Die Ausgabe der Werke
Klaukunds, zwei Jahre schon nach dessen
Tode, bildet eine rühmliche Ausnahme, um
derentwillen einige Mängel verziehen seien.
Hoffentlich wird in einer Neuausgabe der
Gedichte wenigstens jenes eine von vielen an-
deren fehlenden der ersten Gedichte-Ver-
öffentlichung Klaukunds nachgeholt, das nicht
vergessen werden durfte: daß „Morgenrot“
Klaukunds: „Die Tage dämmern“ schließend,
diesen Namen weit hinausgetragen hat.

Außer Klaukunds gibt es nur wenige Jung-
verstorbene, deren mit einer Sammlung ihrer
Schriften gedacht wurde. Der Verlag Müller

zu lockern. Man hat das mißverstan-
den. Hielt es für Pornographie. Ich
habe keinen Grund, eine Apologie zu
versuchen. — Ich leide an keinerlei
Verdrängungen. War nie krank. Mo-
ralen mit Verzicht sind mir höchst
odios. Freud hätte keine Freude an
mir. Die „Opale“, vier dicke Hefte, die
Zeitler verlegte, sind nicht mehr „ero-

Wir schenken
jedem

der uns ein
Abonnement
eines der
aufgeführt
vollen

Der blutige
von Desider

Ueber dieses Werk
an den Autor: „Ich
anderen beglückwün-
digen Namen des
lassen unter denen,
kulturelle Leben“)

Waiblingen
von Eduard

Novellen des letzten
Jahres

Der Herr
von Fedor

Novellen des bekannten

Heilige
von Angel

Der berühmte schil-
derte Mystiker des

Der
am Sch

von Wil

mit Beiträgen von
Frank Thies, Arn
Brecht

Die Bücher werden
wendung anstehen

Bibliophile Erinnerungen

Von Franz Wiet

zwei-jährigen Auf-
guten Staaten nach-
rt, brachte ich,
ken betraf, nicht
ur die englische
Simplizität mit

gime Poeschels war zu kurzdauernd,
als daß hier von ihm viel zu machen
gewesen wäre. Aber der neue Leiter
des Inselverlages, Kippenberg, blieb bei
der klassischen Linie. Inzwischen grün-
dete sich Haris von Weber. Von der

GLOSSARIUM

Österreichisches aus den Wiener Verlagen

Der Wiener Verlag, mag er nun besser oder schlechter sein als die reichsdeutschen, hat vor diesen eines voraus: die festumrissene Kontur seines kulturellen Milieus, der alten Kultur und Kunststadt Wien. Was in Berlin oder Leipzig schon der Beweis einer besonderen Charakterstärke, das Resultat einer besonderen Anstrengung ist, das fällt dem Wiener Verleger fast von selbst zu: der charakteristische Kern seines Verlagskomplexes. Auch wo dieser Kern längst gesprengt scheint, etwa in den riesigen Verlagsanstalten von Paul Zsolnay, in Heinrich Stauders Amalthea-Verlag, im Kunstverlag von Anton Schroll & Co., übrigens auch in mittelgroßen Verlagen wie in der Speidel'schen Verlagsbuchhandlung, im Phaidon-Verlag oder im Verlag Dr. Epstein — auch in diesen kosmopolitischen Verlagshäusern gibt es fast immer noch zumindest so etwas wie ein sorgfältig gepflegtes österreichisches Ecken, und wir fühlen es, ohne es begründen zu können, als dieses Ecken zum Feiertagszimmer des Hauses gehört.

Wie wollen heute nur von dieser spezifisch österreichischen, oder, noch enger, *niederösterreichischen* Produktion sprechen.

Schroll & Co. hat seine monumentale Serie der Wiener Museumswerke, seine wunderschönen Monographien über das alte österreichische Kunstgewerbe, seine Gesamtausgaben der österreichischen Klassiker: eine lange Reihe, beginnend bei den kostbaren Albertina-Drucken, dem vielbändigen kritischen Albertina-Katalog, den Jahrbüchern der kunsthistorischen Sammlungen, den reizenden Altwiener Bilderbüchern Tietzes, und endend bei den großen Grillparzer-, Nestoy- und Raimund-Ausgaben, die hier schon so oft gelobt wurden.

Zsolnay bringt die ganze internationale berühmte Literatur von Wells über Heinrich Mann bis zu dem großartigen Schalom Asch. Aber er ediert vor allem Werfel, dessen Nachkriegswerke eine Quintessenz des alten Österreich gibt: er druckt Max Brod, in dessen Büchern so Vieles aus dem alten österreichischen Prag verklingt.

Und der Amalthea-Verlag... wertvoller als seine politischen Bücher, unter denen es, neben Glanzstücken, wie den Memoiren Churchills, manches Fragewürdige gibt, sind uns seine schönen Beiträge zur Altwiener Kultur- und Theatergeschichte, Joseph Gregors „Wiener spanische Kunst“, die „Neue Österreichische Biographie“, die Memoiren der Fürstin Metternich und der Schauspielerin Wilbrandt-Baudis, das Buch des Egon Caesar Conte Corti über Maximilian von Mexiko — auch ein altösterreichisches Kapitel —, seine Verlagswerke über Schubert, Stifter und den Vormärz. Dieser Verlag eines Schweizer ist heute vielleicht der Wienerischste unter allen Wiener Verlagen.

So verlegt Speidel den herrlichen Alt-Österreichischen Max Melli; der Verlag Epstein die Lebensbeschreibung der Kaiserin Elisabeth von Karl Tschupplik, die Lebensgeschichte der Kaiserin Maria Theresia von Dessey und die ausgezeichnete Kultur- und Kunstgeschichte Prags von Oskar Schirer — der gelehrte Präsident der tschechoslowakischen Republik wird gewiss nichts dagegen haben, daß wir auch diese in die österreichische Kulturgeschichte einrechnen —; so bringt der Verlag E. P. Tul nächsten Joseph Roths „Seine k. und k. Apostolische Majestät“; so beginnt jetzt die Österreichische Staatsdruckerei die fast unerschöpflichen Schätze der ehemaligen k. und k. Hofbibliothek durch kostbare Reproduktionen zumindest den ausländischen Museen und den reichen Kunstfreunden zugänglich zu machen. Ihr erstes Werk, das schwarze Gebetbuch des Herzogs Galeazzo Maria Sforza von Mailand, ist ein großartiges Prunkstück alter Buchkunst und moderner Reproduktionstechnik.

Daß der Österreicher „sein Vaterland liebt“, hat schon Schiller in „Wallenstein“ behauptet. Nun, vielleicht hat er es im Dreißigjährigen Krieg wirklich geliebt, obgleich er wenig Grund dazu hatte; um 1900 hat er es jedenfalls nicht geliebt — aber jetzt, da es eigentlich nicht mehr existiert, liebt er es wieder, und zwar mit einer Zärtlichkeit wie vielleicht niemals vorher. Die Bücher sind ein guter Beweis dafür. Die Austria der Wiener Verlage vor dem Kriege waren zum größten Teil das Langweiligste, was man sich nur denken kann. Die Nachkriegs-Werke, die ich hier genannt habe, sind nicht alle gleich wertvoll, aber alle leuchten sie förmlich vor lauter Liebe... oder scheint es mir nur so? Daß die Liebe zu etwas just in dem Augenblick erwacht, in dem dieses Etwas eben untergegangen ist, das ist echt österreichisch, daran erkennt jeder Österreicher den Charakter des alten Österreich wieder, das, wenn nicht anders, so doch wenigstens in dieser

österreichischen Form par excellence weiterlebt.

Ein Verlag wie der große „Internationale psychoanalytische Verlag“ scheint das Bild zu stören... aber da ist nun die heikle Frage: Hätte überhaupt die Lehre Freuds in einer anderen Stadt der Welt entstehen können? Eine Frage, die man schließlich nur mit dem Gefühl beantworten kann, ich glaube: nein. Und viele werden mir recht geben.

Confilm-Wien

Da die Gefahr besteht, daß die Bild- und Tonstreifen, auf denen der große Repetier-Einfall der deutschen Tonfilmindustrie aufgezeichnet ist, aus dauerhaftem Material gemacht sind, so muß der Möglichkeit begegnet werden, daß eine künftige Forschung diese trübe Quelle zur Grundlage ihres Urteils über eine vergangene Kultur machen könnte. Es ist also festzustellen:

1. Es ist nicht wahr, daß die Wiener Fiakerkutscher in einer Berliner Droschkenlenker-Verkleidung den Heurigen zu besuchen pflegten und dabei als Zeichen ihrer Würde eine lange Peitsche neben sich aufstellten; wahr ist vielmehr, daß die Wiener Fiakerkutscher niemals, aber schon gar nicht beim Heurigenbesuch, uniformiert aufgetreten sind und daß sie beim Verlassen ihres Wagens die Peitsche in einem Eignis zu diesem Zweck dort angebrachten Futteral aufbewahrten.

2. Es ist nicht wahr, daß Franz Schubert seine Lieder derart komponiert hat, daß er, am Klavier sitzend, mit einem Finger auf den Tasten nach der Melodie suchend, oft danebengriff, um schließlich, einen Finger auf der betreffenden Taste, mit der anderen Hand den Ton auf dem Notenpapier zu notieren; es ist ferner nicht wahr, daß sich seine Weisen soglich lawienartig über das Volk von Wien ergossen und ihn im Handumdrehen zum ungekrönten König der Stadt machten; wahr ist vielmehr, daß Schubert so komponiert hat wie andere Komponisten, daß er in Wien erst durch Berté's „Drei-Mäderl-Haus“ zu voller Berühmtheit gelang und lange vorher sozusagen zu seinen Lebzeiten in seiner Vaterstadt verhungert ist.

3. Es ist nicht wahr, daß man in der Zeit vor dem Kriege in Wien ausschließlich gebackenes Geflügel verzehrt hat und daß die Bevölkerung sich nur aus Offizieren, Fleischhauern und Handeldjuden zusammengesetzt hat; wahr ist vielmehr, daß das Wien der Vorkriegszeit seinen berechtigten Ruf als eine Stadt der besseren Gesellschaft einer hochkultivierten Bürgerschaft verdankt, die sich von gemischter Kost nährte.

4. Es ist nicht wahr, daß in der Umgebung von Wien die Nachtigallen häufiger als anderswo und mit Vorliebe in ein Mikrophon singen; wahr ist vielmehr, daß sie durch die Aufstellung eines Mikrophons in ihrer Nähe überlistet wurden und in Nußdorf nicht unbeschädigter zu singen pflegen als etwa in Werder.

5. Es ist — und dies sei besonders mit Rücksicht auf einmal zu gewärtigende Ausgaben festgestellt — überhaupt nicht wahr, daß das Weichbild der Stadt Wien sich jemals über das Tempelhofer Feld erstreckt hat; wahr ist vielmehr, daß Wien im Mittelpunkt seiner Umgebung liegt und immer gelegen hat, und daß die Kulturgüter, die unterhalb der freien Plätze neben den großen Filmateliers gefunden werden dürften, Attrappen sind, die ohne Kenntnis des Originals in, dieses verschmierendem, Wohlwollen zur Befriedigung eines stark untergeschätzten Publikumsbedürfnisses aus materieller und geistiger Pappe hergestellt wurden.

Stephan EIRENZWEIG

Der monarchistische Index

Man kennt den Bücherindex der USSR, und den ihm ähnlichen Index des Vatikans. Neben diesen würdigen Vertretern des Zensurprinzips muß jetzt ein soeben veröffentlichter dritter Index genannt werden — der Index des Weltverbandes der Monarchisten. Allerdings ist dieser Index mehr ein Wunschtraum der diversen monarchistischen Organisationen als eine ernste Bedrohung des Schrifttums. In London erscheinen, in vielen Sprachen zugleich, die „Internationalen Monarchistischen Nachrichten“, ein Zentralblatt der „Blauen Internationale“, deren Ziel es ist, sämtliche revolutionären Bewegungen in der ganzen Welt zu bekämpfen und überall den legitimen Monarchen zu verteidigen, sei es der König von England oder der göttliche Herrscher der Bantu-Neger. Das Zentral-Organ dieser würdigen Gesellschaft kann nun auf den Gedanken, einen Index der verwerflichen Bücher zu veröffentlichen, die ein jeder anständige Monarchist mit Abscheu aus seiner Bibliothek zu entfernen hat. Im Gegensatz zu dem Sowjet-Index begnügen sich aber die Monarchisten nicht mit der einfachen Aufzählung der schädlichen Bücher, sondern ver-

sehen jedes verbotene Buch mit einer genauen Begründung des Verbotes. Bis jetzt sind unter anderem folgende Schriften in den Index aufgenommen worden:

Anatole France — Pseudonym eines Schriftstellers, der sich ständig über die Monarchie lustig machte. Er ist gefährlich wegen seiner geschickten Argumente und seiner amüsanten Schwänke, die er übrigens hauptsächlich von Voltaire übernommen hat.

Maxim Gorki — ein Freund und Schüler Lenins. Der Wert seiner Novellen und Erzählungen ist sehr umstritten.

Romain Rolland — ein französischer Dichter und Dramatiker. Seine Werke sind geeignet, bei schwachen, empfindlichen und nicht genug widerstandsfähigen Personen eine Geistesverwirrung und einen Drang zur Selbstvernichtung hervorzurufen.

Albert Einstein — Professor. Ein Gelehrter, der allen Traditionen feindlich gesinnt ist. Er beschränkt sich nicht auf mathematische Arbeiten, sondern unterstützt tatkräftig den Bolschewismus und andere politische Relativitäten dieser Welt.

Weiterhin enthält der strenge Index den Namen Bernard Shaw, der als ein „allgemein bekannter Clown“ bezeichnet wird und Wells, dessen Werke „besonders verderblich auf die Ideale der Jugend wirken“. Auch Upton Sinclair, „der die Anarchie heraufbeschwört“ und der „Kommunist“ Blasco Ibañez wurden in den aristokratischen Index aufgenommen.

Der Index wird laufend in jeder Nummer dieses Zentralblattes der monarchistischen Internationale fortgesetzt. Deutschland wurde bis jetzt merkwürdigerweise von den monarchistischen Zensoren verschont. Es ist aber zu hoffen, daß zur Befriedigung des Nationalstolzes die nächste Nummer zum mindesten die Namen Heinrich Manns und Leonhard Franks enthalten wird, von denen sich dann die Bantu-Neger, bei denen der Monarchismus am reinsten ausgeprägt ist, mit begründetem Abscheu abwenden können.

ESSAD-BEY

Buchpropaganda

Sieht man sich die Auslage im modernen Sortiments-Schaufenster oder die Bücher auf dem Ladentisch an und hat die Zeit vor dem Krieg in Erinnerung (unter uns gesagt, sie war etwas langweilig), so fällt einem auf: jedes Buch tut in seinem Äußeren, als wäre es für sich allein da — es schreibt. Das erinnert an die überwundene Bauweise in den neuen Vierteln der Städte, wo jedes Haus mit einem eigenen Gesicht prahlt. Auf vielen Umschlägen befindet sich in fast lebensgroßer Aufmachung der Kopf des Autors, oft sind in den Ecken irgendein paar interessante Gegenstände, wie Schornsteine, Liebespaare, wilde Tiere und dergleichen angebracht. Und querüber schlingt sich monumental ein markanter Anschlag. Darin erklären die „berufenen“ Kritiker mit seltener Einmütigkeit fast von jedem Buch, es sei interessant durch die Gegenständlichkeit seiner Ereignisse, durch Einzigartigkeit der Leidenschaft, durch Tiefenpsychologie, durch unübertreffliche Spannung und dergl. Auch entblößen sich manche Schreiberlinge nicht, angesichts dieser Bücher zu behaupten, wir lebten in einem Zeitalter literarischer Hochkultur.

Die Gärtner haben ein Reklameplakat: Laßt die Blumen reden. Wie wäre es, wenn Verleger und Kritiker den Wunsch des Publikums hörten: Laßt die Bücher selbst reden. Wir sind durch eure Anpreisungen, bei denen nichts dahinter steht, ratlos geworden, sagen die Käufer, derentwegen schließlich doch die Bücher da sind.

Jedes wertvolle Buch ist auf eine bestimmte realistische Tonfolge gestimmt...

Statt dessen gibt es heute im Buchladen zumist Papageienkreisch und dementprechend eine Papageienkrankheit. (Noch die die Medizin sie entdeckte und vor ihrer Schädlichkeit warnte.) Alle Bücher haben sich auffallend, vielfarbig herausgeputzt, sie schreiben ohne Seele Schlagworte, und eigentlich ist man auf Hawaii, oder an der Westküste Afrikas, im Lande der Neger, aber nicht mitten im Volk der Dichter und Denker.

Unkultur der Primitivität! Jazz gegen Mozart! Seelenlosigkeit gegenüber sich übersteigernder Aktivität! Man erkennt, daß die Lebendigkeit, die unsere heutige Zeit will, anderer Art sein muß.

Kramphafte Lebendigkeit haben wir in unserer gegen heutigen Lebenshaltung und darum auch in der Buchwelt und Geisteswelt. Man will durch gemachte Originalität auffallen (z. B. Sheridan: „Ich, meine Kinder und die Großmutter der Welt“) und erspart sich, eigenschöpferisch aus seiner inneren Welt zu gestalten. Reportage, Reportage, Reportage überall. Wie wäre es, wenn an Stelle des Mätschenmachens einmal lebendige Einfachheit träte, die man freilich nicht lernen kann, sondern leben muß.

Kulturelle Primitivität! Worin besteht sie? Erst kürzlich hat sie Hermann Wirth in seinem „Aufgang der Menschheit“ festgelegt: „als Verhältnis zur Lebensgesetzlichkeit, die sich im Symbol ausdrückt“. Wie wäre es, wenn sich Buchhändler „im Acoufeca“ sin-

bildlich ausdrückte, im Rhythmus der Buchstaben, in der Farbe, in den gewählten Worten der Anpreisung. Man verwechselt nicht Symbol mit allegorischen Bildern oder sonstigem Schmuck, sondern es heißt: Verzicht auf die Phrase zugunsten der Hervorhebung des Wesentlichen. Denn nur das Wesentliche gestaltet das Leben.

Vielleicht ergibt sich dann eine Melodie, die auch auf die Prospektie übergreift, die ja bekanntlich kein Bücherkäufer mehr liest, denn er hat gefunden, daß deren Lobpreisungen so billig sind wie die Broschüren.

Ceterum censeo: Es gibt für die Buchpropaganda kein anderes Rezept als: mache nie etwas Schematisches. Entwickle den Instinkt für ein Buch aus dessen innerem Wert heraus und bedenke: ein hohles Ei bleibt ein hohles Ei, auch wenn du es außen mit Farben schön anmalst, oder mit Phrasen in die Welt schickst.

Eugen DIEDERICHS

Dehmel, seine Frau und der Krieg

Ich schrieb in der „Literarischen Welt“ einige Sätze zu Dehmels zehntem Todestag. Ich kam darauf von Frau Isi Dehmel zwei aufzufindende Briefe und stellte richtig, daß Dehmel nicht, wie ich angenommen hatte, Ende 1914 mit verzweifelter Resignation über sein Werk gesprochen hatte, sondern Febr. 1914. Das genügt Frau Dehmel nicht, und sie schrieb oder inspirierte eine Zuweisung, die ich nun in einem Blatte „Die Schöne Literatur“ zu lesen bekommen. Es ist keine schöne Literatur, ich hatte geschrieben, daß Dehmel als ein alter, verzweifelter Mann in den Krieg gezogen sei. Frau Dehmel erwidert, das sei eine infamste Lüge, eine Fälschung in jedem Sinne und zitiert dazu aus ihres Gatten Kriegstagebuch, noch dazu aus dem Vorwort, eine läng. Stelle, in der Dehmel seinen Aufbruch gegen den Feind als eine symbolische Handlung aufweist, zu zeigen, daß „auch der geistige Arbeiter die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, an dem Völkerringkampf um die bessere Zukunft teilzunehmen“ usw. usw. Die Sätze formulieren eine Phrasologie, wie man sie vorzehntausend „geistigen Arbeitern“ kennt. Da Dehmel ihr erlag, kann nur jene erstarben, die ihn für einen großen Dichter haben und daher meinen, er müsse in dem Fibro seines Werkes einen Widerstand gegen eine Massensynthese ausgebildet haben. Dem war nicht so. Er stellte die durch drei Jahre zehnte geschlagene Harfe an die Wand und nahm die Flinte, ein guter Patriot, aber ein geringer Dichter. Mit dem Zitat stellt Frau Dehmel den von mir gar nicht bezweifelten guten Patrioten vor, meint aber, damit den von mir bezweifelte guten Dichter zum großen Dichter zu machen. Und weist mich dann in die Schranken, innerhalb derer ich zuständig sei: Weibergeschichten, Hetzenbriefe und pornographische Hurenmemorien. Da es Frau Dehmel so wünscht, will ich sie auch innerhalb der Schranken von „Weibergeschichten“ bedienen. Für das, was einer tut, hat ein Mensch auch so wenig komplexer Natur wie Dehmel immer mehrere Gründe und Anlässe. Neben der Not des deutschen Vaterlandes gibts auch private Not, unter denen ein Mensch leidet und die ihn veranlassen können, geradezu den Tod zu suchen. Es war 1913, daß in einer Gesellschaft Frau Isi Dehmel mit großem Takt diese Gesellschaft oder jene, die es nicht wissen sollten, darauf aufmerksam machte, daß sie die Heldin von ihres Gatten Romanzenkranz „Zwei Menschen“ sei. Dehmel rezitierte Gedichte, und Frau Dehmel gab an, welche sie hören wollte: „Sag jetzt das, wo mir zusammen im Schnee schichte.“ So eine Weile und Dehmel stand der Schweiß an der Stirne, aber Frau Isi fühlte sich sehr wohl bei diesen Erinnerungen an ein zehn Jahre zurückliegendes Liebesleben. Im Jahr darauf lag es elf Jahre zurück, und ich will nicht wiedergeben, was der eben wieder einmal, aber in eine andere Frau, verliebte Dehmel über die Liebe von einst sagte, ungerecht, sicher, wie immer frisch Verliebte, aber weit größer als das, was Frau Dehmel, indem sie mich in meine pornographischen Schranken weist, gegen mich sagt. Es war so groß und verblüht, daß ich mich in der Erinnerung daran irrte: ich glaubte, es wäre schon der Weltkrieg gewesen, der Dehmel so verzweifelt gemacht habe, aber es war nur der private Liebeskrieg gewesen.

Franz BLEI

Gefällt Ihnen

„Die Literarische Welt“?

Dann bitten wir Sie, bei Ihrer Buchhandlung zu abonnieren!

Sie helfen sich und uns dadurch.

„L.W.“

gruppierungen der herrschenden, so sind auch zum Ueberflusse gewöhnlicher, unphilosophisch stärkste Bedenken gegen Entschlossenheit zum Handendzumachen. Die von ihm heute der bürgerlichen Gesellschaftsteile ist in Wirklichkeit eine so daß sie durch Bemühungen „auf ne“ nicht aufgehoben oder zu werden kann. Hier, wie in gutiven, Real-Kritischen, scheint es kaum widerleglich, er be-
 chst einmal alle Verrottungen, Gesamtstandes am richtigsten, eitsgerechten „Rechts“ von zumal für eine Einstellung, die edeutenen Ansatzpunkte recht geistigen Wirkens nicht kennt, einerlei ständehaltende Position, im enge Rahmen der noch Möglichkeiten, der Begriff „neue“ ie ihn Kantorowicz gern verht viel mehr als „neue Formu-
 kathast wirksame, talentvoll go- falls, das muß festgestellt wer- m strikten Gegenbeweis, der nur ruppanten gesellschaftsphiloso- tung bestehen könnte.

Heinrich LOTHAR

Juste Milieu

1. mit dem Alfred Kantorowicz „Lit. W.“ die Staatspartei be- Artikel fordert nicht nur eine aus, sondern zugleich die War- em gefährlichen Spiel.
 cündung der Staatspartei soll der r Jugend“ begonnen haben. Auch Mikroskop vermag kein Auge Jugend bei den maßgebenden erkennen. Menschen von fast s jung zu bezeichnen, weil sie andervogel benehmen, das ist nelodramatisch. Die eigentlichen Staatspartei — mit Ausnahme ter Mahraun und Bornemann — Koch-Weser, Dietrich, Petersen, ven bereits die 50 überschritten, die Partei auch nicht jung ist, och wenigstens neu sein. In ver- sterkenntnis plakatierten die bis- krätsführer an allen Anschlag- alten Parteien haben versagt, halb sind fast alle alten Führer r Spitze der neuen Partei. Nicht deengehalt dieser Staatspartei ist an sogenannten Ideen formuliert: vor etwa 30 Jahren Friedrich reits schöner gesagt, als er von danken eines „sozialen Kaiser- en war“ und diese Ideen haben lamals als nicht lebensfähig er-

Herr Kantorowicz, kannte, ich ndergläubiges Gemüt, so müßte

ich auf den zynischen Gedanken kommen, daß Sie unter der „sittlichen Erneuerung“ parteipolitisch abgenutzter Begriffe“ die Aktienpakete des Braunkohlenkönigs Petschek verstehen und unter der „letzten großen Ent- scheidung eines europäischen Kulturbewußt- seins“ die Anteilscheine der Herren Hummel, Bosch, Düsselberg, Bergius und des Giftgas- fabrikanten Haber von den I. G. Farben.

Glauben Sie, daß sich diese Mänoer aus- pörer Menschenliebe der Staatspartei ange- nommen haben? Sie ist der adäquate Aus- druck des „juste milieu“. Wenn ihre Grün- dung einen Sinn haben soll, so ist es der, nimmte auch auf dem linken Flügel des deutschen Bürgertums die letzten ideellen und materiellen Widerstände gegen einen neuen Krieg zu brechen. Ich bin kein Marxist, aber man braucht auch keiner zu sein, um vorauszu sehen, wie das alles enden wird. Auch die neue „Jugend“ von 1930 wird die- selbe Rolle spielen wie die alte von 1911: auf den Lippen Hölderlin, in der Faust die Handgranate, so wird sie fallen als gläubiger Herold des deutschen „juste milieu“.

Friedrich STERNTHAL

Zur Verteidigung der Tungusen

Sie staunen, hochverehrter Herr Joseph Roth, daß der sonst so intelligente und sympathische Gesichtsausdruck eines „Tungusen“ beim Hören des Radios der Phy- siognomie einer Tante von mittelmäßiger Intelligenz gleicht, die Sie mit Recht als „wahrhaft idiotisch“ bezeichnen. Sie stellen weiterhin bei gleichen Ursachen gleiche Wir- kung fest, und obwohl Sie das Radio nicht als alleinigen Spender der Dummheit be- zeichnen wollen, können Sie das Rätsel des besagten bloßen Gesichtsausdruckes nicht lösen.

Gestatten Sie, daß ich als alter Freund des Tungusenvolkes Ihnen zu Hilfe komme. Der blöde Gesichtsausdruck der alten Tante und der jungen Tungusenfrau sind Dinge von ganz verschiedener Natur. Der Ausdruck der Idiotie, der Ihnen bei den Besuchern der europäischen Kaffeehäuser und bei alten Tanten so angenehm auffällt, ist etwas Blei- bendes, Dauerhaftes, ich möchte sagen bei- nahe Angeborenes und Vererbtes. Mit diesem Gesichtsausdruck geht die alte Tante durch die Straßen, erledigt ihre Geschäfte, schreibt Rechnungen, gebärt Kinder und stirbt. Der gleiche Ausdruck in den geschlitzten Augen des Tungusen ist dagegen etwas höchst Un- zuverlässiges und Vergängliches. Man darf ihm nicht vertrauen, man darf daraufhin weder Weltimperien gründen, noch sich sonst- wie kolonisationsmäßig betätigen. Zehn, viel- leicht zwanzig Jahre wird der Tunguse staunen, dem Radio lauschen, blöde aus- sehen, und zur Freude diverser Kolonisa- toren aussterben. Dann aber, wenn der Zeit- punkt seines endgültigen Aussterbens wissen-

*) Siehe Nr. 32 der „L. W.“

schaftlich ganz genau festgestellt sein wird, geschieht etwas Unerwartetes. Der Tunguse wird plötzlich aufhören auszusterben, wird dem guten Europäer, der ihm Radio und Syphilis schenkte, gemächlich schmunzelnd die Kehle durchschneiden, unmittelbar darauf wird er eine eigene Literatur gründen und sie durch den soeben eroberten Sender in den Äther schicken. Wenn dann, hochverehrter Herr Joseph Roth, die Klänge der tungusischen Muse zum ersten Male in Ihrer Ohrtrömel ertönen werden, wird Ihr — und mein — Gesichtsausdruck sich nur wenig von dem besagten Gesichtsausdrucke des heu- tigen Tungusen unterscheiden. Erst wenn der Tunguse den Äther, die Weltliteratur und die Eisenbahn endgültig erobert hat, werden bei ihm allmählich alle Tanten zum Vor- schein kommen, deren Gesichtsausdruck dem Gesichtsausdrucke der heutigen europäischen alten Tante von durchschnittlicher Intelli- genz haargenau gleichen wird. Allerdings wird bis dahin die europäische alte Tante schon längst ausgestorben sein.

P.S. Besonders neugierigen Lesern, sei zur Aufklärung noch folgendes mitgeteilt: Die Tungusen sind ein primitives Volk in Sibi- rien, sie gehen in Felle eingnäht, sprechen eine agglutinierte Sprache, haben eigene Götzen und sind für den heutigen Stand der menschlichen Kultur noch in keiner Weise verantwortlich. ESSAD-BEY

Volkmann als Arzt

Als ich heute morgen in Nr. 33/34 der „Literarischen Welt“ den Artikel sah „Richard Leander zu seinem 100. Geburts- tag“ freute ich mich, daß in Ihrer Zeitschrift dieses hervorragenden Mannes gedacht wurde, der nicht nur ein großer Arzt, sondern auch ein Dichter war. Als ich aber den Artikel von Herbert Eulenberg gelesen hatte, war ich arg enttäuscht. Ihre Zeitschrift ist nicht der Ort, um über den „Wundarzt“ Volkmann, wie Eulenberg schreibt, zu berichten. Nur soviel sei gesagt ohne Semmelweis und Lister und ohne Volkmanns Verdienste um die Einfüh- rung der Listerschen Antisepsis hatte Ernst von Bergmann nie Asepsis treiben können. Wer die geradezu enthusiastischen Äußerun- gen Bergmanns über die Verdienste Richard von Volkmanns kennt, dem ist die von Eulen- berg angeführte Bemerkung Bergmanns völlig unverständlich. Vielleicht liest Eulenberg ein- mal in Billroths Briefwechsel die wenigen Briefe, die an Volkmann gerichtet sind und in Nr. 33 der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ von diesem Jahre den Artikel von Anschütz. „Zum Gedenken an Richard von Volkmann“, dann wird er sich ein richtiges Bild von seinem Werte machen können.

Will man Volkmann und Bergmann ver- gleichen, so muß man sagen, der genialere war Volkmann, der erfolgreichere, weil län- ger Lebende und Gesündere, war Bergmann. Das soll keine Herabsetzung des in der gan- zen Ärztwelt hochverehrten, imponierenden Balten sein. Dr. med. Walter WOLFF

eldis

ine (Fortsetzung.)

dein Zimmer!“
 e so laut, daß zwei von den en herbeigelaufen kamen, its von dem Krach zu ver- riseldis ging zur Tür und auf der Freitreppe

deiner Bekleidung mit niemandem als mit mir zu reden hast, und auch mit mir nur, wenn ich allein bin.“

„Mein hoher Herr“, sagte sie, „ich hatte gehofft, mit Euch darüber reden zu dürfen.“

„Aber nicht, wenn andere dabei- stehen. Es ist unsittlich. Und wenn ich dir nicht befohlen hätte, ins Haus

Ihr keinen Anlaß mehr haben, Euch zu sorgen. War das alles, was Ihr zu tadeln hatten?“

„Ist es nicht genug?“

„Ich habe eine Frage an Euch zu richten, wenn Ihr einen Augenblick Zeit für mich übrig habt. Als ich auf dem Hofe nach Euch Umschau hielt, hoffte ich, Euch um Rat fragen zu

gebiete sind herbeizutreiben und geben guten Einblick in das deutsche wissenschaftliche und populäre Schrifttum. Im Ganzen 134 Werke auf 103 im Jahre 1928. Die verhältnismäßig kleine Liste von Werken der schönen Literatur wirkt nicht mehr so verstaubt wie in früheren Jahren.

Der romanische Kulturkreis — vertreten die drei behandelten Länder — nahm im ganzen 296 deutsche Werke in sein Amt auf. Im gleichen Zeitraum wurden Deutschland 287 Uebersetzungen aus Sprachen der drei Länder herausgegeben, 225 Uebersetzungen aus dem Französischen.

165-bändiger Bibliothekskatalog

den großen europäischen Nationalbibliotheken ist die des Britischen Museums — noch die einzige, über deren Bestände ein Katalog im Druck vorliegt. Aber dieses in den Jahren 1881 bis 1905 in 87 Bänden erschienene Riesensystem ist heute, nicht anders möglich, bereits völlig veraltet. Der schon vor längerer Zeit gefällte einer vollständigen Neuausgabe kann nach dem sich trotz des hohen Preises (ca. 120, in Amerika 200 Subskribenten) den haben, als gesichert gelten. Man ist bei dem neuen Katalog mit einem Umfang von 165 Bänden zu je 500 Seiten und Erscheinungsdauer von 15 bis 20 Jahren.

Der Mitarbeiter Jean R. Kuckenburg in einigen Wochen in der Pariser „Revue littéraire“ eine regelmäßige „Chronique littéraire“ eröffnen, in der er über wichtige deutsche Bücher sprechen wird. Die Verlage und Autoren, die an solchen Rezensionen Interesse haben, ihm Rezensionen wirklich bedeutender Neuerscheinungen zu senden. Adresse: Jean R. Kuckenburg, Paris 7^e / 33, rue Chevreton.

er berichteten in Nr. 31 der „Lit. W.“, der amerikanische Pessimist Carl Miele den englischen Dichter John Drinkwater zu seinem Biographen erwählt hat, erfahren hierzu, daß Laemmle sich im Jahr zuerst an Emil Ludwig gewandt und ihm eine phantastische Summe anbot, wenn dieser seine Lebensgeschichte schreiben würde. Ludwig hat das aber selbstverständlich abgelehnt.

ut ist es, daß Deutschland mit seinen kleinen Staaten bei dieser Neuordnung die Führung übernehmen; wir wollen froh darüber sein, sind von Toller bis Däubler in dieser Suche einig. Ob und welche Kriege Europa noch bevorstehen mögen, die Frage, die hinter den Geschichten der letzten Jahrzehnte liegt, ist auf den Urkunden des europäischen Schrifttums vorgezeichnet — die einzige Lösung.

ALLERHAND NEUES UND ALTES, WAS SIE NOCH NICHT WISSEN

Der Urhamlet

Die Geschichte des dänischen Prinzen Hamlet war bis jetzt noch nicht geschrieben. Außer der berühmten Legende vom Prinzen Amlet, die der Saxus Grammaticus wiedergibt, wußte man kaum Näheres über die literaturhistorischen Quellen und die Entstehungsgeschichte der größten Tragödie Shakespeares. Erst jetzt gelang es dem englischen Shakespeareforscher Longworth-Chambrun, authentisches Material über die Quellen der großen Tragödie zusammenzustellen.

Die jütländische Legende vom Prinzen Amlet, die der dänische Mönch niederschrieb und die in mittelalterlichem Latein im Jahre 1514 in Paris erschienen ist, dürfte kaum eine bedeutendere Rolle bei der Entstehung des „Hamlet“ gespielt haben. 1572 erscheint, gleichfalls in Paris, eine „moderne“ Bearbeitung dieser jütländischen Legende. Die Bearbeitung enthält schon bestimmte Momente, die in der Shakespeareschen Tragödie vorkommen.

Das interessanteste Ergebnis der Untersuchungen Longworth-Chambruns ist aber das Auffinden nichtliterarischer Quellen der Tragödie. Ein Jugendfreund und Schulkamerad Shakespeares, mit seinem Familiennamen Hamlet, und vielleicht hat gerade diese Namensähnlichkeit den Dichter auf die „Tragischen Geschichten“ von Belliforeste aufmerksam gemacht. Als Shakespeare 16 Jahre alt war, geschah in der Familie Hamlet in Stratford ein Ereignis, das ohne Zweifel Motive für eine Reihe von Szenen der Tragödie lieferte. Ein junges Mädchen, Katharina Hamlet, ertränkte sich im Fluß und die Behörden verweigerten ihr als Selbstmörderin eine kirchliche Beerdigung. Der Streit zwischen der Familie, die einen Unglücksfall vortäuschen wollte, und den Behörden ist in den Archiven von Stratford erhalten geblieben, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Shakespeare die junge Katharina als Ophelia verewigt hat. Die Erzählung der Königin über den Tod der Ophelia, der Dialog der Totengräber sind beinahe eine getreue Abschrift der amtlichen Protokolle über den Tod der Katharina Hamlet.

Auch eine andere Kindheitserinnerung Shakespeares ist im „Hamlet“ wiedergegeben. Stratford wurde oft von den wandernden Schauspielern besucht, und Shakespeare war als Sohn

des Bürgermeisters ein ständiger Gast dieser Vorstellungen. Einmal wurde die Geschichte des Mönches Franziskus dargestellt. Als auf der Bühne eine Frau pathetisch einen begangenen Mord gestand, ertönte im Zuhörerraum ein hysterischer Schrei, eine Frau sprang auf und bekannte ein Verbrechen vor sieben Jahren habe sie ihren Mann vergiftet. Die berühmte „Bühne auf der Bühne“, die dem Claudius vorgeführt wird, hat also eine Parallele in dieser alten Geschichte.

Shakespeare begann den „Hamlet“ noch als junger Schauspieler. In den Jahren 1589 und 1594 wurde „Hamlet“ bereits von den Schauspielern des Lord Chamberlain aufgeführt. Der authentische Text der Tragödie entstand aber bedeutend später. Ursprünglich schrieb Shakespeare nur eine Art Exposé, das ständig verändert und gleichzeitig gespielt wurde. Erst im Jahre 1603 erschien die erste Ausgabe der Tragödie. Der Titel lautete: „Die tragische Geschichte Hamlets, des dänischen Prinzen, von William Shakespeare, so wie sie mehrmals von den Dienern seiner Lordschaft in der Stadt London, an den Universitäten Oxford und Cambridge und an anderen Orten aufgeführt wurde.“ Diese Erstausgabe der Tragödie, von der nur zwei Exemplare erhalten geblieben sind, war ein literarischer Raub an Shakespeare. Der Text wurde einfach während einer

Aufführung von einem Besucher mitgeschrieben und dann herausgegeben. Dieser Text enthält statt 3718 nur 2147 Zeilen und wimmelt von groben Fehlern. Da ein Theaterstück zu Shakespeares Zeiten nicht Eigentum des Autors, sondern ein streng gehütetes Eigentum und Monopol der Truppe war, konnte die Herausgabe des Textes die Schauspieler um ihr Stück bringen. Deshalb erschien im Jahre 1604 die von Shakespeare durchgesehene erste Fassung des „Hamlet“. Aber erst in der zweiten, nach Jahren erschienenen Fassung ist „Hamlet“ endgültig zur Vollendung gebracht worden. In der ersten Fassung, die vor zwei Jahren in Paris aufgeführt wurde, ist „Hamlet“ körperlich und geistig jünger. Erst als der berühmte Darsteller Hamlets, Barbauld, nicht mehr für die Rolle des jungen Prinzen geeignet war, schrieb Shakespeare für ihn die zweite endgültige Fassung. Wenn also heute z. B. in der Szene des Duells Gertrude dem müden Hamlet ein Taschentuch reicht, so war das ursprünglich nur eine Konzession an den alternen Hauptdarsteller gewesen, der nach dem langen Spiel einer Ruhepause bedurfte.

Das Material, das der englische Forscher gesammelt hat, ist, wie man sieht, nicht nur literaturhistorisch von großem Interesse. Die Arbeitsmethode Shakespeares, das allmähliche Reifen

einer Tragödie und die weitverbreiteten Quellen, die er dabei verwendete, sind hier an dem Beispiel des „Hamlet“ einwandfrei geschildert.

ESSAD-BEY

Unveröffentlichte Gedanken des 20-jährigen Stendhal

Der französische Stendhal-Forscher Henri Martineau hat sich durch Auffindung zahlreicher unveröffentlichter Seiten, Rekonstruktion unleserlicher Texte und Deutung unverständlicher Entwürfe ein großes Verdienst um den genialen Autor von „Le Rouge et le Noir“ erworben. Kürzlich veröffentlicht er eines jener Hefte, in die Stendhal unter den Titeln „Pensées“ oder „Pensées diverses“ laufend seine Einfälle, Reflexionen und Pläne notierte.

Die nachfolgenden Sätze, die ich unter zahlreichen anderen ausgewählt und übersetzt habe, scheinen mir insofern von ganz besonderem Interesse, als sie die außerordentliche Fröhlichkeit, Gesetzmäßigkeit und Ueberlegenheit des zur Zeit ihrer Niederschrift zwanzigjährigen Dichters zeigen, der in einem Alter, in dem andere ihre ersten literarischen Versuche stammeln, bereits die Fundamente seiner ästhetischen Doktrin gelegt und das Ziel seines Lebens festgelegt hatte.

Es ist zu bemerken, daß die folgenden Reflexionen Stendhals einen absolut improvisatorischen Charakter haben, der sich in ihrem Stil manifestiert.

Jean R. KUCKENBURG

Die Liebhaber des Ruhms sind die gegen die Liebe widerspenstigsten Menschen.

Die beste Form, die man einem Porträt geben kann, ist die historische. Es ist leicht einzusehen, daß diese Form eine exakte Kopie der Natur ist; und indem man die tatsächlichen Ereignisse aus dem Leben eines Menschen zeigt, zeigt man die großen Züge seines Charakters.

Der Mensch macht wohl nur das gut, was in einem Verhältnis zu seiner Leidenschaftlichkeit steht. Wer nur von schwacher Leidenschaft belebt ist, wird nicht das Große machen, und wer von einer großen Leidenschaft belebt ist, der wird das Kleine vernachlässigen und es folglich weniger gut machen als ein mittelmäßiger Mensch, der ihm alle seine Anstrengung widmet.

Die Dinge gehen durch den Geist ins Herz.

BUCHERBALLADE

Von Peter Echer

Ein Wälzer, dem der Bauch fast platzte, um den sich eine Biene schlang, auf welcher mit Fanfarenklang der Lockruf des Verlegers schmatzte, sah rings, broschiert und leicht zu biegen, die amüsanten Bücher liegen.

„Das Pack ist für den Augenblick“, sprach der mit den achthundert Seiten, „doch ich bin ewig, ich bin dick und werde noch Genuß bereiten, wenn die, verkauft und ausgelassen, schon längst beim Antiquar verwesen.“

Jedoch nicht immer blüht dem Dicken auch bei den Büchern nicht — der Ruhm. Gewiß, man sah das Publikum sich stöhnend in den Wälzer schicken; die Onkels kauften ihn und Tanten, doch als er aus der Mode war — wer grüßt ihn da beim Antiquar? „Ah — auch verramscht!“ Die Amüsanten.

MUSIK

Von Paul Schaaf

Wenn alles schweigt, fängt einer an zu singen. Ich denke mir, er hat ein Innenleben. Er muß es irgendwie zum Ausdruck bringen. Da steht er auf und läßt sich Noten geben.

Er singt ein Lied. Die Georginen blühen. Sie singen nicht. Sie stehen hinterm Haus. Sie brauchen sich durchaus nicht zu bemühen. Sie sehen ganz von selbst wie Blumen aus.

Das Lied hört langsam auf. Wie alle Lieder. Es ist schon spät. Das Leben ist ein Hauch. Man setzt den Hut auf und besinnt sich wieder und rüstet sich zum täglichen Gebrauch.

Stück Weges. Die Auswahl — Kunstwerke, Kulische, historische Porträts, Technik, Folklore — ist sehr gut; die Reproduktionen, wenn sie auch höchsten Anforderungen nicht genügen, meist durchaus klar und dem mäßigen Preis angemessen.

HANDWORTERBUCH DER RECHTSWISSENSCHAFT

6 Bände, herausgegeben von Fritz Stier-Somlo und Alexander Elster
Walter de Gruyter, Berlin

Das Werk ist mit dem Erscheinen des 3. und 6. Bandes nun komplett geworden. Es ist weder bloß eine praktische Hilfe, die gegebenenfalls die Konsultierung eines Rechtsanwaltes ersetzen kann, noch auch ein bloßes wissenschaftliches Nachschlagewerk; sondern es enthält Beides, Rat und wissenschaftliche Orientierung, den Rat seriös genug, um nicht mit einem der zahlreichen oberflächlichen Reiseführer durch die Gerichtssäle verwechselt zu werden, mit dem man, wenn's ernst wird, doch nichts anfangen kann, die Theorie wiederum leicht genug vorzutragen, um auch vom blutigsten Justizialen bei genauer Lektüre verstanden zu werden. Es ist also gleichzeitig praktisch und gelehrt. Ich möchte insbesondere Journalisten und Redakteure die Anschaffung empfehlen.

— S.

Victor Auburtin: Kristalle und Riesel

Albert Langen, München

Auburtin war ein Sonntagskind; ihm gedachte alles zu einem Lächeln. Er suchte und fand im Alltäglichen das Ewige und im Außerordentlichen sah er das Alltägliche. Menschliche. Er hatte seinen französischen Namen mit tiefem Sinn; denn ihm war die graze Leichtigkeit gegeben, der im besten Sinne romanische Esprit, auch die Freude am Abergau, das nicht spitz, sondern verbindlich.

Er ist als Korrespondent des „Berliner Tageblatt“ durch Europa gefahren, er hat viel gesehen, noch mehr gespürt; er ist auf die richtige Art gereist, nie hat er Schenswürdigkeiten katalogisiert, aber immer ist er sinnlichen Eindrücken, schönen Frauen, gutem Essen aufgeschlossen gewesen, immer hat er dem Atmosphärischen einer Stadt, einer Landschaft nachgespürt und er hat es eher im privaten Alltag gefunden als in der festlichen Repräsentation. Seine Skizzen sind keine Reiseberichte, sondern Impressionen; er hat sich mit Lust verstreuen lassen, seinen Assoziationen nachzugehen; nicht das ist ihm wichtig gewesen, was Menschen und Dinge darstellen, sondern das, was sie ihm symbolisieren, was sie in ihm wachrufen.

Auch läßt er keine Gelegenheit aus, anlässlich einer Beobachtung eine kleine, gefällige Lebensweisheit zu placieren. Er ist ein lebenswürdiger Philosoph — nicht in dem Sinne des Erforschens, aber in der Art, wie er zu betrachten weiß; mit heiterer Melancholie, mit resignierendem Optimismus; ein Reisender, der die Lust an der Betrachtung eines Madonnenbildes zu einer Einheit zu bringen weiß mit der Freude am Lachen einer zierlichen Frau und dem kenneischen Wohlbehagen an einem guten Wein. Victor Auburtin war ein Mann von jener bürgerlichen Kultur, die dem Materiellen zugeneigt, dem Materialismus aber abhold war; vielleicht ist mit ihm in Deutschland einer der letzten Menschen jener guten Rasse verstorben.

Alfred KANTOROWICZ

Bessedowsky: Im Dienste der Sowjets

Grethlein & Co., Leipzig

Man erinnert sich des in der Geschichte der Diplomatie einzigartigen Skandals in der Pariser Sowjetbotschaft, als der oberste Herr der Botschaft — der offizielle Sowjetge-

schaftsträger in Paris — höchstpersönlich über die Gartenmauer sprang und mit der Alarmanricht „Rettet mich! Die Tscheka will mich und meine Familie ermorden“, in ein benachbartes Pariser Polizeirevier floh.

Das Finale dieser Pariser Wildwestgeschichte sind die vorliegenden Erinnerungen Bessedowskys aus seiner Diplomatenzeit.

Es ist selbstverständlich, daß Bessedowsky, der enttäuschte Parteigänger Stalins, nun ein erbitterter Gegner des Sowjetregimes geworden ist. Metamorphosen solcher Art sind häufig. Doch wäre das Buch eines Mannes, der neun Jahre lang hohe diplomatische Posten der Union bekleidete, immerhin von Interesse, wenn es nicht fast ausschließlich Klatschgeschichten unangenehmster Art enthielte. Man erfährt daraus z. B., daß Tschitscherin ein Säuer ist, daß Litwinow den Charakter eines kleinen schmierigen Händlers besitzt, daß Karachan in den Parteikreisen „Esel“ gehannt wird, und Wolkow (der Zarenmörder) ein Frauenheld und Dieb gewesen ist usw. Aufschlußreich und glaubwürdig sind dagegen die zahlreichen Enthüllungen Bessedowskys über die geheime Tätigkeit der GPU, über Verschwörungen, Auslandspropaganda und dunkle Affären, die sich zum Teil auch auf Deutschland beziehen, und von denen man in der letzten Zeit immer mehr zu hören bekommt. Hier scheint der Verfasser gut unterrichtet zu sein.

ESSAD-BEY

M. J. Bonn: Der Neue Plan als Grundlage der deutschen Wirtschaftspolitik

Duncker & Humblot, Leipzig-München

Bonn gehört, eine seltene Ausnahme, nicht zu jenen deutschen Wirtschaftstheoretikern, die eine Verachtung des praktischen Lebens mit einer Bewunderung der Praktiker verbinden. Er hat „die Praktiker“ bei der Arbeit gesehen und festgestellt, daß sie ihre unrichtigen, zusammenhanglosen Einfälle für Theorie hielten und danach Entscheidungen trafen, die natürlich falsch waren, wie in der Inflation und in der Anleihepolitik. Sie rühten sich dafür, indem sie der Theorie vorwarfen, sie habe versagt. Weil sie in ihren echten Vertretern nicht genug Lungenkraft gehabt hat, die Wirtschaftspraktiker zu überschreiben. Bonn, einer unserer feinsten Köpfe, besitzt diese Lungenkraft, die aus der Zugehörigkeit zu einer Interessentengruppe der Profiteure sich produziert, mit nichts. Er sieht als ganz spiritueller Mensch keinen Vorteil darin, seinen oder eines wirtschaftlichen Klüngels Vorteil zu wahren. Auf Kosten eines anderen Klüngels. Seine Kritik dieser Ständerepublik Deutschland und ihrer ständigen Vertretung im Reichstag ist vernichtend. Außenpolitischer Zwang allein führt zu Koalitionen. Fällt dieser Zwang, zerbricht die Koalition und man hat das Chaos. Die Mittel dagegen, die Bonn nennt, sind zwingend.

Harold Nicolson:

Die Verschwörung der Diplomaten

Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt/M.

Harold Nicolson war bis vor kurzem Botschaftsrat in Berlin; aber er war und ist mehr als das und gab deshalb die diplomatische Karriere auf; er ist ein ebenso mutiger wie geistvoll schender Schriftsteller von hohem Rang, wie man schon aus seinen kleineren Memorabilien „Miß Plimsoll und andere Leute“ erkennen konnte. In dem vorliegenden Buche hat er ein großes Thema gefunden: die Vermenschlichung des Politikers und die Vivifizierung von Akten. Es ist eine außerordentliche Leistung. Nichts, was an Erinnerungen usw. in den letzten Jahren publiziert wurde, ist mit Nicolson's Buch vergleichbar, was Objektivität, Einsicht, geistiges Niveau betrifft. Das ist sonst immer alles von mehr und weniger schlechtem Ge-

wissen diktiert, das sich mit Anklage oder Verteidigung Luft macht und mit leeren, großen Worten Aufwand treibt. Davon ist hier nicht die leiseste Spur. Interessant, daß es zwei Engländer sind, die, der eine zum Kriege (Lawrence im „Aufstand der Wüste“), der andere zu dessen Politik das Bedeutendste geschrieben haben, was wir besitzen.

J. B. KRAUS: SCHOLASTIK, PURITANISMUS UND CAPITALISMUS

Duncker & Humblot, Leipzig-München

Der Verfasser, Mitglied der S.J. und Lehrer an der Universität London, kommt aus genauem Studium der zeitgenössischen Quellen zu den Feststellungen, daß der Puritanismus den „kapitalistischen Geist“ nicht positiv erzeugt hat, sondern höchstens bejaht durch Schaffung eines gleichen Rechts für alle, Beseitigung der weltlichen und geistlichen Sondergerichte und Durchführung einer frühkapitalistischen Gewerbefreiheit. Durch Ausbildung religiöser Freiheit und Toleranz hat er die Atmosphäre geschaffen, in der zusammen mit anderen Faktoren der „liberale Wirtschaftsgestalt“ sich entfalten konnte. „Der rational rechenhafte Geschäftsgeist“ aber hat sich eigengesetzlich mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem als Denkgewöhnung und Einstellung entwickelt; er beruht also letzten Endes auf wirtschaftlichen Gegebenheiten.

F. B.

HENRI BARBUSSE: 150 MILLIONEN BAUEN EINE NEUE WELT

Neuer Deutscher Verlag, Berlin

Barbusse ist einer der aufrichtigsten Verteidiger der UdSSR. Seine Stimme hat Gewicht. Sein Glaube hat nichts gemein mit der üblichen Phrasologie. Das macht sein Buch ungemein stark und wird seiner Sache Sympathien werben. Barbusse hat seine Kenntnisse nicht aus oberflächlichen Schnellrundfahrten geschöpft, wozu sich so viele Prominente heutzutage erdreisten, nein, er hat tief in die Dinge hineingedacht und sein Material von allen Seiten aus durchleuchtet. Barbusse hat Zeit gehabt und brennendes inneres Interesse. Er ist überzeugter Kämpfer seiner Idee. Dem Autor von „Le feu“ braucht man weiß Gott nicht seine ehrliche Gesinnung noch besonders zu attestieren. — Das Buch behandelt speziell die kaukasischen Republiken. Vor allem sollten es Wirtschaftler lesen.

Albert ZIMMER

BENGT BERG: DIE MUTTERLOSEN

Dietrich Reimer, Berlin

Es ist eigentlich gleichgültig, ob Berg Kamera oder Feder zu Hilfe nimmt — immer vermitteln seine Arbeiten das Bild eines liebevollen, unermüdeten Naturbeobachters. Oft ist in seinen Erzählungen gar nicht einmal etwas „los“, ruhig nur fließt alles dahin und vorüber: Landschaften, Tiere, Menschen, in selbstverständlicher Gleichberechtigung alles Lebenden. So auch hier, wo die Handlung des Buches auf die Bage rung eines Menschen mit einem Bären hinführt; es ist schon Ausklang, wenn die beiden einander für einen Augenblick gegenüber stehen und vielleicht die Gemeinsamkeit ihres Schicksals ahnen: Daß sie mutterlos sind und die Sehnsucht nach der Hüterin ungestillt blieb.

HANS POSSENDORF: DIE YACHT KAI-KAI

Knorr & Hirth, München

Als Abenteuerroman ist das Buch nicht übel. Um eine Art weiblichen Old Shatterhand gruppieren sich spannende Geschehnisse. Die Unwirklichkeit von Handlung und Milieu läßt man sich vielleicht noch ge-

fallen — aber statt blutwarm und Schemen

Neuerschein
Vorleser: Carl
einer Erfindu:
Reich“, Roma
Edwin Erich
Rof“, die russ
Haken“, „Der
losenroman; S
Heldenjahrt“,
Kugel“, Roma
Das Buch der
amerika, die
Hans Künkel
Friedrich Go,
der Autorität

Der Verla
kündigt als
auflagen an:
„Emil Strau
rich Ehrler: „
Stimme“, ges
„Erdachte Ge
motua“, Ron
„Des Tieres
„Der Buschhab
Schwester aus
„Die schönste
dritte und al
Wedekind Bloj

Im Erich I
scheint demn
und lasterhaft
Villon“.

Demnächst
lin, Ludwig
krieg“, Dies
nes Romans,

Im Transp
Tagen Robert
unter dem de
die Einleitung
Reichsminister
Roman Alain
merad“, zu
Neumann ges

Ferner ver
ein Preisauss
„Geschichte
zu finden.“
Eschnitt ein
Te Sprache, Vers
Für die beste
Preis von tau
sind bis 31.
mit dem Sti
zusenden. D
Zuteilung hab
Romain Roll
Zweig, und,
Verlages, Ing

Neuerschein
Schaffstein-Ver
„Mann zum
lieben“, ein
Harry Süßer,
Hansen: „Kai

Im Atlan
H. A. Bernat
mosa, bearb
Catholicus“, i
geheiligt F
Ibrea“, Läng
Königsmörder

Abonnieren Sie

DIE KOLONNE

KLEINE ANZ
ZUM ERMASSIGTEN TARIF VON 40 PFENN

Vielseitig interessierte Frau

(Sprachen, Musik, Literatur) wünscht Gesandtschafts-
tausch durch Briefwechsel mit modernen, großartigen
Menschen. Zuschriften unter Nr. 620 an die

Wiener Schrift
mod. Stilist, c
Mitabr. (Beri
auch Buchbe

Schrift

Tatsache, daß es hier
ischen doch nur Schatten
enttäuscht doch.

Eugen KUSCH

nachrichten

Des Eugen Diederichs
el: „Zwiesmann“, Roman
Ho Gmelin: „Das neue
der Völkerwanderung;
r: „Zwischen Weiß und
tragödie; Bruno Nelissen
Hundhund“, ein Arbeits-
Heuron: „Ethies Wikings
Fabert: „Die silberne
hard Wilhelm: „Li Gl.
Herman Wirth: „Nord-
der die neue Welt“;
r: „furchtlose Mensch“;
„Wider die Ächtung

org Müller, München,
scheinungen und Neu-

r Schleier“; Hans Hein-
ist“; E. G. Kolbenbeyer:
e Aufsätze; Paul Ernst:
; Paul Madsack: „Ca-
ritz Rock-Mallezenen:
Roman; Willy Seidel:
nan; Barbara Ring: „Die
; Emanuel bin Gorion:
bichten der Welt“. Der
ende Band der großen
von Artur Kutscher.

lein Verlag, Weimar, er-
aul Zech: „Die Balladen
der des Herrn François

nt im Agis-Verlag, Ber-
neuer Roman: „Nach-
ist die Fortsetzung sei-

lag erscheint in diesen
r „Good-bye to all that“
Titel „Strich drunter“;
Uebersetzung schrieb
anus. Dann der einzige
niers „Der große Ka-
Einleitung von Alfred
r wurde.

t der Transmare-Verlag
um einen Text für die
rie“ von Frans Masereel
u jedem einzelnen Holz-
1-4 Zeilen in deutscher
Prosa, gefunden werden.
g setzt der Verlag einen
ark aus. Die Lösungen
er 1930 an den Verlag
„Preis ausschreiben“ ein-
beilung über die Preis-

GLOSSARIUM



VIKTOR BARNOWSKY,

der bekannte Berliner Theaterleiter, feierte in
diesen Tagen sein 25 jähriges Bühnenjubiläum

Münchener Kunstsommer 1930

Die seit Jahren auf breiter Basis unter-
nommenen Bemühungen, München die kul-
turelle Bedeutung, die es in glücklicheren
Vorkriegszeiten besaß, zurückzugewinnen,
seinen Platz als geistige Hauptstadt des
deutschen Südens neu zu fundieren, als
beharrender, doch dem Neuen nicht ver-
schlossener Gegenpol des aktiveren Berlin,
das seiner inneren Struktur nach immer mehr
Energiezentrale und Umschlagplatz denn
Stätte ruhiger Produktion sein wird, haben
in diesem Sommer einen weittragenden Er-
folg zu verzeichnen.

Das Schauspiel brachte einen Festspiel-
zyklus von Schillers sämtlichen Dramen, der
den zumal für die späten Historien des Dich-
ters nicht leicht zu schaffenden Ausgleich
zwischen den Traditionen eines stilisierten
Pathos und den zu sinngemäß vitaler Aktuali-
tät drängenden Tendenzen des öfteren bei-
spielhaft verwirklichte.

Der internationale Tanzkongreß, der im
Juni tagte, gab einen vielfach anregenden
Querschnitt durch die vielgestaltigen Ten-
denzen, die in der tänzerischen Bewegung
heute wirksam sind; und etwa durch die
Antithesen Kunsttanz-Laientanz, Ballett-
Ausdruckstanz gekennzeichnet werden können.

Von der Problematik des „Totenmal“, der
dramatisch-chorischen Vision Talhoffs, ist an
dieser Stelle schon gesprochen worden.

Von den zahlreichen bedeutsamen Aus-
stellungen können im Rahmen dieses Be-
richts nur flüchtige Umrisse aufgezeichnet
werden. Die Neue Pinakothek stellt die
Sammlung Thyssen-Rohonez mit ihren über
400 Meisterwerken europäischer Malerei und
Plastik des 13. bis 19. Jahrhunderts erst-
malig zur Schau. Der Glaspalast bringt eine
allgemeine deutsche Kunstausstellung, die
einen charakteristischen Querschnitt durch das
vielgestaltige Kunstschaffen der deutschen
Länder und Städte von der impressionisti-
schen bis zur neuzeitlichen und surrealisti-
schen Bewegung legt. Im Kunstverein war
eine Retrospektive amerikanischer Malerei
1730-1930 zu sehen. Das Völkerkunde-
museum zeigt chinesische und japanische
Malereien des 10. bis 18. Jahrhunderts aus
deutschen und internationalem Besitz, in der
Residenz sind kirchliche Kunstschätze aus
Bayern und dem benachbarten Oesterreich
vom romanischen Mittelalter bis zum Rokoko
vereinigt. Die Ausstellung „Das internatio-
nale Lichtbild“ gibt einen interessanten Ueber-
blick über die Situation der heutigen Photo-
graphie, die durch den Willen zu dokumen-
tarischer Treue gekennzeichnet ist.

Kurt PFISTER

Produktive Reklame

Anlässlich des Reklamekongresses wurde an
dieser Stelle bereits festgestellt, daß der Stil
der Werbeplakate formal die moderne Litera-
tur beeinflussen kann. Jetzt hat die Reklame
einen neuen Weg gefunden, um tatkräftig an
der modernen Literatur teilzunehmen. Es war
bis jetzt z. B. üblich, dem Käufer einer Schachtel
Zigaretten eine Schachtel Streichhölzer mitzu-
geben. Diese Art von Reklame ist aber teuer
und unindividuell. Heute tritt an ihre Stelle
eine viel diskretere und raffiniertere Art der
Reklame. Die Helferin dieser Reklame wird
die Literatur sein.

Folgendes Schreiben wurde vor kurzem
mit einem Päckchen von einer Zigaretten-
fabrik ihren Kunden ins Haus geschickt:

Sehr geehrter Herr!

Wir erlauben uns, Ihnen X's bekannten
Völkerbudenroman „Y“ geschenktweise und
ohne jede Verpflichtung Ihrerseits für Ihre
Bibliothek zu überreichen.

Durch die Verbreitung des verdienstlichen
Buches, von dem wir dank dem Entgegenkom-
men des Verfassers die Restbestände zu
niedrigem Preise erwerben konnten, bemühen
wir uns, unsere Ausgaben für Reklame pro-
duktiv zu gestalten, indem wir sie in den
Dienst einer kulturellen Aufgabe stellen.

Diese neue soziale Art der ja für jedes
Geschäft unerläßlichen Reklame bedeutet zu-
gleich den weiteren Ausbau unseres Geschäfts-
prinzips, durch direkte Belieferung des Rau-
chers von unserer Fabrik selbst aus über-
flüssige, weil unproduktive Ausgaben, wie sie
sonst der vermeidbare Zwischenhandel verur-
sacht, auszuschalten.

Hochachtungsvoll

Zigarettenfabrik Z. & Co.

Wie die Firma später mitteilte, hat sich
diese Art von Reklame sehr gut bewährt.
Auch vom Standpunkte des Literaturprodu-
zenten kann man dieser Idee nur eine intensi-
ve Verbreitung wünschen. Man bedenke nur,
was für erfreuliche Folgen sich daraus er-
geben können. Die bedrückenden Restauflagen
werden aus den Lagerräumen der Verleger
verschwinden, die Zahl der Leser schön-
geistiger Werke wird im gleichen Verhältnis
mit der Zahl der Zigarettenraucher wachsen.

Möglicherweise wird diese Reklame über-
haupt das traditionelle Verleger- und Sorti-
mentensystem abschaffen. Die großen Firmen
werden einfach bestimmte Gebiete der Lite-
ratur monopolisieren. Modegeschäfte werden
Liebesromane ins Haus schicken, Siemens wird
technische Romane drucken, und die Käufer
einer Neubauwohnung werden einfach den ge-
samten Brockhaus als Bauzugabe erhalten.

ESSAD-BEY

Das Buch in Afrika

Es ist interessant, daß seit etwa zwanzig
Jahren das afrikanische Buchgeschäft einen
außerordentlich großen und schnellen Auf-
schwung genommen hat. Wenn noch um
die Jahrhundertwende fast neun Zehntel
aller in Afrika auf den Markt kom-
menden Bücher aus Europa oder Amerika
eingeführt wurden, so war schon kurz vor
dem Weltkriege die Sachlage wesentlich ver-
ändert. Die Zahl der selbständigen Ver-
lage und Druckereien in Afrika war in
den ersten beiden Jahrzehnten dieses Sä-
kulum um ein bedeutendes gewachsen. Es
gab in Britisch-Südafrika um 1900 nur acht
Verlagsanstalten, dagegen 1914 schon deren

siebzehn, davon sechs allein in Kapstadt.
Man zählte außerdem in Südafrika vor dem
Kriege sechs holländische Druckereien, die
aber nur 14 Verlagswerke in zehn Jahren
herausgebracht hatten. Im übrigen verließ
man sich in den ehemaligen Burenrepubliken
vollkommen auf den holländischen Heimat-
druck, und das war für die geistige
Situation der Burenbewegung gegen die eng-
lische Okkupation ein schwerer Nachteil.

Deutschsprachige Verlage hatte es in den
Jahren 1900 bis 1914 auf afrikanischem Boden
immerhin achtzehn gegeben. Insgesamt haben
die deutschen Bücher in Afrika eine Auflage
von etwa 216 000 Exemplaren innerhalb von
zwanzig Jahren Kolonialarbeit erlebt, und
man kann sagen, daß in dieser Bezie-
hung die deutsche Arbeit in Afrika an der
Spitze aller Wettbewerber auf geistigen und
buchtechnischem Gebiete steht. Selbst der
Krieg hat diese deutsche Arbeit nicht voll-
kommen vernichtet.

Die Zentralen des afrikanischen Buchdrucks
sind immer noch in Südafrika (Union) und
in Ägypten zu suchen. In den Nachkriegs-
jahren haben national-ägyptische Schriftsteller
von Talent eine ganze volkstümliche Lite-
ratur von Romanen und Skizzenbüchern aus
dem ägyptischen Volksleben geschaffen. Frei-
lich machen die Franzosen in Algerien
große Anstrengungen, gleiche Erfolge da-
vonzutragen, und erst jetzt wieder, bei der
Hundertjahrfeier der Zugehörigkeit Alge-
riens zu Frankreich, wurde die neue „Edi-
tion Africaine Du Nord“ begründet, die die
Bemühungen um die Angleichung der süd-
französischen an die nordafrikanische Kul-
tur in den Afrikakolonien unterstützen soll.
Das von der Regierung für diesen Zweck
gewährte Subventionskapital beträgt 11 Mil-
lionen Franken, weitere 9 Millionen Franken
werden für andere Verlage in Algerien und
Tunis für das Etatsjahr 1930/31 einkalku-
liert. Es ist im übrigen interessant, daß die
englischen Verlage in Südafrika auch neue
Werke von Wells, Knight, Hamsun, Vander-
velde, Thomas und anderen kosmopolitischen
Schriftstellern herausbrachten. Die Internatio-
nalität des afrikanischen Buchdrucks scheint
also nach dem Kriege immerhin zugenommen
zu haben, denn man erinnere sich daran, daß
es im Bereich der Kapkolonie durch vierzig
Jahre hindurch überhaupt verboten war, an-
dere als englische Werke in anderer als
in englischer Sprache zu verlegen (1862
bis 1908).

Der Buchvertrieb ist natürlich ganz nach
europäischem Muster organisiert. Die Zahl
der Sortimenter in Afrika ist heute etwa drei-

Sieben erschien:

NEUERSCHEINUNGEN

erhältnis zwischen Deutschland und Österreich. Ich hinterlasse hier ein Buch, das ich in zwanzig Jahren, Präsidenten von Wien kam, sagte ihm Franz, ich sehe in mir den letzten alten Schüler. Damit hatte er die letzte Monarchie der noch da, aber sie waren hohl, wie diese Briefe in einem Maße, das Josephs größter Feind sich vorstellen können. So sind sie ein Dokument zur Zerstörung des an die abgestorbene Staatsform. Friedrich STERNTHAL.

Max Pulver: Ibolya der Handschrift

Orell Füssli, Zürich
Methode der Schriftdeutung macht uns mit jenen veralteten „Eigenschaften der älteren Graphologie“ in eine barocke Zeit gehören, doch glaubte, jeder menschliche tezte sich aus einzelnen eindringlichen, feststen Eigenschaften zusammen. Psychologie weiß, daß alle jene feststehenden Eigenschaften in immer mehr oder minder labilen Zustände zwischen sehr verschiedener widerstehenden Antrieben und von Antrieben darstellen, gleichbewußte ad-hoc-Kompromisse der daß man diese Antriebsmomente schaft“ alle erst kennen muß, ihre Bedeutung im Gesamtbild eines erten will. Max Pulver ist über „Wertungen“ — und die Lehren Formniveau „dieser Kentauren und Klagescher Psycho- n volles ein Greuel.

statt dessen lieber von Wesens- hen, von Gleichgewicht, innerer Leere, von einheitlicher oder frag- Anlage, vom Verhältnis zur Um- elischen und bündlichen Reichtum, Machtwillen und dem Bedürfnis ung an die Sachwelt. Er unter- Gebärde erst physiologisch, dann sch nach ihren äußeren und inner- n und zuletzt erst nach ihren äußeren oder unbewußten geistigen tigen Deutungsgelegenheiten. Er nstatiiert um zu verstehen, nicht icht zu sitzen. Und um zu ver- ngt er die einzelnen Schriftmerke- alle ihre möglichen Entstehungs- in all ihre Mehrschichtigkeit und Er durchschaut z. B. das „Theater Manieren“ und lehrt uns Lebens- Lebensstufen in ihren zartesten en sicher erkennen. Kurz, dieses icht nur ein System der Schrift- ndern eine psychologisch-physio- at unterbaute klare und gründliche des modernen Menschen.

brigens nur ein Anfang. Von den arteten, umfangreichen Beobach- issen dieses wohl bedeutendsten ologen unserer Zeit enthält es nur üge für eine Charakteristik der Schrift — und in seinem Schluß- Merkmale der Unaufmerksamkeit ungen über das interessante Ge- brüpfpathologie, denen die ausführ- ellung in einem eigenen Band ho- ld folgen wird.

Walter TRITSCH

Willy Seidel: Der Himmel der farbigen

Georg Müller, München

Seidel ist uns als Dichter bekannt, ein Reisebuch aufmerksam gelesen ht, das Beste für mich und ihn hen. Aber der Himmel der Far-

bigen ist so leer, wie der Himmel im allge- meinen zu sein pflegt. Einige Wolkengebilde, die mir eine bestimmte formale Wahrheit zu übermitteln schienen, lösten sich auf, ehe ich sie begreifen konnte. Dieses Buch ist kein Buch, aus dem sich ein Fazit irgendwelcher Art ergibt. Man sieht: der Autor hat Nord- amerika bereist, er hat Holländisch-Indien bereist, aber es fällt schwer zu sagen, was ihm davon geblieben ist.

Der Autor ist eine romantische Natur. Romantische Naturen sollten nicht reisen. Die Bücher, die sie uns bringen, ergeben nichts als einen Rückschluß auf den Verfasser. Man sagt sich: „Aha, so ein Mann war er also, und so verquält war er, und so zynisch konnte er sein, parbleu.“ Aber damit ist es aus. So geht es mir auch bei Deuthendey, der immerhin ein großer Dichter war, der mir aber von Holländisch-Indien (wo er ge- fangen saß) trotz einzelner herrlicher Be- schreibungen nichts übermitteln als tragisches Heimweh.

Das Heimweh kann einen Menschen groß und ein Buch herrlich machen; aber Seidel hat nichts als eine Art fetter Ironie, die un- erträglich ist. Man sagt, die Zeit wende sich nun wieder von der Reportage ab, sie wolle Gefühl, Dichtung, innere Anschauung. Herr- lich! Ganz einverstanden! Aber bei Reise- büchern scheint mir eine formale Bedingung, ein Kunstgesetz oder wie man es nennen will, unerlässlich zu sein: Der Schreiber muß uns irgendwie, und sei es nur durch die Art seiner Beobachtung, etwas Neues geben. Wir wollen eine neue Betrachtungsweise, einen neuen Standpunkt oder ein neues Stoffgebiet. Wir wollen interessiert sein. Das ist kein Kundendienst, bei Gott. Ein Mensch, der ein Reisebuch schreibt, ist dem Vertrauen der Leser etwas schuldig.

Es gibt gleichwohl einige schöne Beschrei- bungen. Wir wollen gerecht sein; es gibt häufig Stellen, wo man die Druckerschwärze zu vergessen beginnt und dem Autor sagen möchte: „Nur weiter so, alter Junge.“

Hoffen wir auf den Dichter Willy Seidel, und lassen wir den Länder- und Himmel- beschreiber einstweilen höflichst beiseite.

Richard HUELSENBECK

Aus dem Rohrlötenbuch des Scheich Dschelal ed-din Rumi

Uebersetzen von Walter von der Porten.

Heinrich Hegner, Hellerau

Dem Kanzler F. v. Müller gegenüber hat Goethe einmal folgenden Anspruch getan: „Die Perser hatten in fünf Jahrhunderten nur sieben Dichter, die sie gelten ließen, und unter den Verworfenen waren mehrere Kanaillen, die besser als ich waren.“ An vierter Stelle unter diesen sieben steht der Scheich Dschelal ed-din Rumi, der Gründer des Ordens der lebenden Derwische, der größte unter den Mystikern des islamischen Orients. Es ist un- begreiflich, daß man in Deutschland neben einer so großen Anzahl Uebersetzungen anderer persi- scher Klassiker bis jetzt außer der alten Ver- deutschung Georg Mevius keine einzige nen- nenswerte Uebersetzung des Scheichs Rumi be- saß. Dabei gehört Rumi zu den ganz we- nigen Dichtern der Weltliteratur, die auch heute, Jahrhunderte nach ihrem Tode, fast nichts von ihrer ursprünglichen Wirkung, ihrer ur- sprünglichen Bedeutung eingebüßt haben. Von Marokko bis Indien, in allen Ländern des Islams findet man auch heute noch seine Bücher. Ihm zu Ehren wurden Tempel errichtet, sein Grab in Konja gehört zu den Pilgerstätten des ganzen Orients, und sein Derwischorden, der Mewlewî, hat bis zuletzt eine nicht geringe Rolle im Leben der Türkei gespielt. Aus dem umfangreichen Hauptwerk des Dichters, dem berühmten Mithnâwî, hat von der Porten zwei Rahmen- erzählungen ausgewählt, die im Originaltext

1040 Doppelzeiler umfassen. Die Auswahl ist überaus glücklich getroffen. Die beiden Erzählungen behandeln die Grundtra- gen des Sufismus — die Auferstehung und den dualistischen Kampf im Menschen. Der neoplatonische Kern der Sufi, sein Pantheismus und die indischen Strömungen, die er in sich aufnahm, treten in den beiden Ge- schichten hervor. Die schwierige Frage der Verdeutschung der Mithnâwî hat der Ver- fasser gelöst, indem er statt der elfsilbigen Verse des Originals die Form der in sich geschlossenen Stanzas gewählt hat. Er ist auf diese Weise der Gefahr der Eintönigkeit entgangen, die die allzu gewissenhaften Ueber- setzungen von Rosen und Rückert heute nur schwer genießbar macht.

Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung die Bedeutung des Scheich Rumi auch nur anzudeuten, der Kritiker ist ge- zwungen, an das Vertrauen des Lesers zu appellieren. Man muß dieses Buch lesen, wenn man die ganze Eigenart, die dichterische Schönheit und die Gedankenbreite des altis- lamischen Geisteslebens verstehen will. Wenn dieses Leben bis jetzt durch katastrophale Uebersetzungen verunstaltet wurde, so ist hier ein Versuch unternommen worden, in einer fast kongenialen Bearbeitung, einen Grund- stein zum Verständnis des dichterischen Orients zu legen.

ESSAD-BEY

Massimo Bontempelli: Der Sohn zweier Mütter

Ph. Reclam jun., Leipzig

In entferntem Zusammenhang erinnert dieser Roman, der in recht phantastischer Art auf der Frage „was ist Schein, was ist Sein“ herumturnt, an Pirandello oder gar Wells; wäh- rend dieser aber nie seinen Humor verliert und, als Skeptiker, seinen Phantasien, mögen sie noch so tief sein, eine heitere Form gibt, zieht der pathetischere Italiener die tragische Geste vor. Bontempelli unternimmt einen recht un- gewöhnlichen Vorstoß in die vierte Dimension, und man erwartet, daß er alle spannenden und dramatischen Momente nimm, da er doch ein- mal die Grenzen der Realität überschritten hat und ins Phantastische geraten ist, eben aus der vierten Dimension holt oder, umgekehrt, zum Schluß die vierte Dimension auf die dritte reduziert, das Wunder aus dem Jenseits auf realistische Weise aufklärt und löst. Er tut aber weder das eine noch das andere. Er gebraucht nur einmal, ganz zu Anfang, in der Exposition des Romans, das Wunder und wird dann so sehr Realist und Psychologe, daß man das Buch unmög- lich einen okkultistischen Roman nennen kann; da er aber andererseits das Wunder auch wieder nicht in verständlicher Weise aufklärt, erhebt er auch nicht Anspruch darauf, als Realist gewertet zu werden. Das Ueber- sionliche verworft er nur, um die Erzäh- lung ins Rollen zu bringen, wie eine labile Kraft auch eine Auslösung braucht, um leben- dig zu werden; einmal aber in Bewegung, verzichtet er auf alle Metaphysik, da sich nun genug Konfliktmöglichkeiten aus der Realität ergeben. — Er schildert den Kampf zweier Mütter um einen Sohn, um das gleiche Kind, und die Leidenschaft der beiden sich gegenüberstehenden Frauen führt zu soviel dramatischen Momenten, daß es überflüssig wird, noch weiter die Metaphysik anzuwen- den; diese gebraucht man nur, um einen Sohn überhaupt zwei Mütter haben zu lassen. In dieser merkwürdigen Mischung von phan- tastischem und psychologischem Roman be- stehen die einzelnen Elemente nebeneinander, ohne eine innige Verbindung eingegangen zu sein.

Trotzdem man diesen mit dem „Preis der Dreißig“ ausgezeichneten Roman nur schwer eine Dichtung nennen kann, und der nicht realistische Teil nachträglich auch etwas spielerisch wirkt, hat er doch hohe erzäh- lische Qualitäten und ist spannend bis zur

Corrado Alvaro: Verbo

Ostdeutsche Verlagsanstalt

Der Band gibt eine Ausw- besten Erzählungen des ju- schen Prosaisten, von Mimi- übertragen. Es sind in der- schichten aus italienischem- Bauenmidien, die Alvaro e- mit einem ganz leisen Unte- in der wohltemperierten St- gegen dem Beamten Rossi, belegte Treppe seines Bürol- steigt, als schreite er über- Paradieses; den Frauen im- Köpfe aus den Fenstern stre- kröten; den Kindern, die k- mögen, „weil sie zu ihrer- immer ein Stückchen dazube- dem Manne, der ein „He- baut, mit nichts als Festsch- „mit Schnauzen und Augen- Hülse, so ähnlich dem mei- vich ähnlicher als dem d- Bestes gibt Alvaro in den- seiner engeren Heimat. Da- von einer Dichte und Plastik- sphäre dieses äppig-kargen I- triebhaften, vom Blute her- wohnern nicht nur sichtbar- bar, schmeckbar, faßbar w- hat eine Tiefe, sinnliche- Bezogenheit zu den Mensch- Verleger schon wagen dar- auf dem Buchumschlag d- Hamsun“ zu nennen. In r- klaren Bildern sind walte- nisch-katholischer Kult und- eines Menschenschlages einge- noch lebt und stirbt nicht- einem Jahrtausend. „Der- Bildnis der Melusina“, „We- bet“ und noch ein paar an- sind kleine Meisterwerke, er- ihrerwegen schon verlohnt- kanntschaft dieses liebens- zu machen.

SIGMUND RUBINSTEIN: UND WIRTSCHAFT

Drei Masken Verlag

Rubinstein treibt „verste- ökonomie im Sinne „Som- einem positiven Ziel: er- rivalisierenden Wirtschaft- Gegenwart in einer soziale- mel zu einigen. In einem k- Resümee diagnostiziert er- Wirtschaft: die Spannung- dualistischer und sozialisti- form. Er bietet eine mit- integrieren versuchen in eine- gebundener und freier Mark- Bewegungen bietet das ges- Buch Rubinsteins ein exakt- logisches Programm.

ROMAN ROLLAND: DA KANANDA

Rotapfel Verlag

Als Fortsetzung des „I- nas“ erscheint die Biograp- tendsten Schülers Vivekan- Formvollendung und eine- schon an der Biographie t- fielen, sind auch für diese- find. Die Entwicklung des- die Rolland zeichnet, geht- über Vivekananda bis Ghan- hat einen umgekehrten X- er kam zu Ramakrishna- und Gandhî. Die schon eu- Vivekanandas, seine innere- dem europäischen Geist sch- schon ihm und seinen Biog- ders inniges Verhältnis.

Deshalb ist auch das „I- um einen Ton wärmer un-

Kornfeld hat ein gutes Konversationsstück geschrieben. Aber ein schlechtes Drama. Er ist vollkommen daran gescheitert, die innere Spannung dieses Juden, der heraus will aus seinem Ghetto Komplex, der nicht nur reich sein und Macht haben will, sondern der diese Macht auch zeigen will, tragisch zu verdichten. Kornfeld verfällt dem billigen und abgegriffenen Mittel der Selbstcharakteristika: aber je mehr er den Süß über sich selbst aussagen läßt, desto verschwommener wird die Problematik dieser Figur. Er bleibt — bei Kornfeld — ein Streber mit lebenswürdigen gesellschaftlichen und geistigen Eigenschaften, dessen Ende im Sinne des klassischen Dramas gar nicht tragisch ist, weil die tragische Schuld dieses Menschen nicht erkennbar wird. Ein höfisches Spiel wird vorgeführt mit Intrigen und Eifersüchteleien, mancherlei Art, denen der Hölbling Süß am Ende zum Opfer fällt.

Kornfelds Begabung scheint die des Komödiendichters zu sein. Diese Begabung versagt, wo es darauf ankommt, tragische Charaktere zu gestalten. Überall sind Ansätze spürbar, die allzubald in Konversationen untergehen. Was eigentlich den Jud Süß zu einer dramatischen Figur macht, ist nicht der Durchbruch des Outsiders, sondern die tragische Niederlage des Outsiders gegen die Gesellschaft. Nur das Lustspielmotiv, den sozialen Durchbruch des Juden, vermag Kornfeld zu meistern, am tragischen Motiv, dem Untergang des Isolierten, scheitert er. Kornfelds „Jud Süß“ ist im ersten Teil ein geistig anspruchsloses Schaustück und insgesamt ein mißlungener dramatischer Versuch.

Alfred KANTOROWICZ

Japanisches Theater??

Das japanische Theater, das bis jetzt dem Nichtfachmann hauptsächlich durch das bekannte Buch von Maria Piper und die glänzende Ausstellung im Kunstgewerbemuseum bekannt war, ist plötzlich durch das Berliner Gastspiel in das Licht einer beinahe brennenden Theater-Aktualität gerückt worden.

Die Berliner Theaterkritik war — übrigens mit relativem Recht — begeistert, prominente und nicht prominente Besucher staunten vor den farbigen, angeblich urjapanischen lebenden Holzschnitten, und das unsagbare fernöstliche Theater erwies sich plötzlich als eine dem Kunstempfinden des Europäers vollkommen zugängliche Kunstgattung.

Diese schrankenlose Anerkennung des japanischen Theaters war an und für sich ge-

auch dies nichts, gers, eine gewisse reits beschwört, Nacht um zwei habe sie geweckt, enes besprochen, eben beide Frauen besucht. Ab ins hen an Martin auf wunderlichem Umwege die Begnadigung ihr zugesagt wird, ist es zu spät. Krüger stirbt an einem Herzleiden, durch die Gleichgültigkeit des Arztes und die Schikanen seines Zucht-hausdirektors verschuldet. Sein Werk und sein Name als führender Kunsthistoriker wölben sich rasch über das dumpfe Schicksal des Mannes, machen es unsichtbar, machen es vergessen. Da steht Johannes Kreis noch einmal

Ein lustiger Künstlerroman

Sieben erschien:

WILLY SEIDEL

Jossa und die Junggesellen

Ein heiterer Roman aus dem heutigen Schwabing.

Erstauflage 5000

Umschlagzeichnung von Georg Sutter

Kartonierte in farbigen Umschlag 5 Mark

Da sitzt er, der Junggeselle Ulrich von Albad, fünfundvierzig Jahre alt, Privatgelehrter, im Sanctissimum, der fensterlosen Bibliothek, allwo er seine zwanzigbändige Grabbe-Ausgabe bearbeitet, umgeben von fünfzehntausend Büchern. Da sitzt er, wenn er nicht mit seinen Freunden irgendwo in Schwabing posiert. Und zu diesem „Roue“ aus der Ara des Fröu-Frou, zu diesem ausgekochten Dagelstolz findet sich eine moderne Eva, fest, ehrfurchtslos und aufreizend schön, Studentin zudem und wirtschaftlich selbständig. Das wird schlimm: zwei Generationen plagen aufeinander. Es kommt zu Katastrophen, aber zu Katastrophen, über die der Leser Tränen lacht. Gottvoll auch die Geburtstagsfeier des Helden, mit dem Aufmarsch der Charakterköpfe — man meint, gute Bekannte darunter zu erblicken. Aber da sitzt vor der Feuerzangenbowle unter den Freunden einer, Wundermann, ein Turm von Güte und Selbstopferlichkeit, — und das dann später Jossa sich an diesen guten Freund macht, — nein, das ist zuviel! Das stürzt den Junggesellen in tollkühne Entschlüsse! — Dieser Roman ist wahrhaftig eine Überraschung: ein guter, aber starker Tropfen, dieses urlustige, immer wieder stürmische Heisterkeit entzessende Buch!

Bezug durch alle Buchhandlungen

Albert Langen / München



Japanisches Theater

eigen, gewisse Bedenken über die Authentizität aufkommen zu lassen. Wie die religiöse Hymne eines Urwaldnegers nur auf einem langen Umwege, nur nach einer Verarbeitung, die sie bis zur Unkenntlichkeit verunstaltete, das Entzücken des Mitteleuropäers hervorrufen vermochte, so könnte — nahm man im Vorhinein an — auch die unfrisierte japanische Kunst kaum so ohne weiteres einem Europäer zugänglich sein.

Diese rein hypothetische Annahme wird nun von einigen bekannten Berliner Sinologen bestätigt, zu denen sich auch die Mitglieder der Berliner japanischen Kolonie gesellen. Es zeigte sich, daß dieses „japanische“ Theater im Grunde genommen eine für den Japaner unerträgliche Parodie auf das klassische japanische Theater darstellt.

Die in Berlin gastierenden Theaterkünstler erwiesen sich bei näherer Betrachtung als bescheidene Artisten aus den Vorstadtvarietés Tokios, die sich erst nach einer durchgreifenden, allerdings sehr geschickten Adaptierung an den Werke des klassischen japanischen Theaters versuchten.

Der Unterschied zwischen den Variété-artisten und Schauspieler soll, aber, wie uns ein bekannter japanischer Theaterkenner versichert, auch in Japan von grundlegender Art sein. Der Unterschied zwischen dem klassischen und dem Berliner japanischen Theater geht schon daraus hervor, daß hier die weiblichen Rollen von Frauen besetzt sind, was im klassischen japanischen Theater als die tiefste künstlerische Blasphemie gilt. Die Kenner des japanischen Theaters versichern, daß gerade die Männer in Frauenrollen dem klassischen japanischen Theater die entscheidende Nuance verleihen. Man darf sogar annehmen, daß überhaupt die Dinge, die einem japanischen Theaterkenner einen Stich ins Herz geben, das Entzücken der Berliner hervorgerufen haben.

Das soll keinesfalls eine absolute Ablehnung der in Berlin auftretenden Japaner sein. Es soll natürlich nicht behauptet werden, daß die gesamte europäische Theaterkritik einer einfachen Mystifikation zum

Opfer gefallen ist. Die künstlerische Wirkung der — für Japaner barbarischen — Aufführung ist unläugbar. Die Aufführung zeigt eben, was übrigens auch sämtliche Japankenner einstimmig zugeben, was für ein unerhörter theatralischer Sinn bei diesem fernöstlichen Volke lebendig ist.

Allerdings muß man das endgültige Urteil bis zu der Aufführung eines echten japanischen Ensembles verschieben. Vielleicht, und das wäre eine pikante Pointe, wird uns das echte japanische Theater noch mehr gefallen, als diese vielgerühmten japanischen Stars mit ihren 4000 RM Monatsgehalt. Solche Dinge sollen auch schon vorgekommen sein.

ESSAD-BEY

Zuschrift an die „L. W.“

Zu dem Artikel „Die Untat eines Geistigen“

Sehr geehrter Herr Haas!

Am Tage nach den Wahlen erbat eine Pariser Zeitung ein Interview. Ich tat das Gebotene: ich suchte den niederschmetternden Eindruck abzuschwächen, zumal ich persönlich die neue Lage nicht sehr schwarz sehe, und in einem langen Interview an der Spitze eines der gelesesten Blätter („Excelsior“, Paris) konnte ich in diesem Sinne wirken. U. a. hatte ich die französische Kriegsfurcht vor den Hitler mit dem Argument bekämpft, daß er und unsere Revanchisten kein Geld zum Kriegführen hätten, so wie alle Völker Europas hierdurch vom Kriege heilsam abgehalten würden. „Wenn eine Fee die Milliarden Amerikas nach Europa zauberte, so wäre die Kriegsgefahr auf diesem Kontinent eine größere.“

Dieser Satz wurde in dem, ins Französische übersetzten Interview zum Unsinne gestellt. Erst nach Rückkehr von einer Londoner Reise las ich die Angriffe und finde sie leider sogar in Ihren Spalten. Ich glaubte, man hielt einen, den Gedanken eines Autors widersprechenden mündlichen Ausdruck zunächst für unrichtig; ich glaubte, man sähe sich mindestens zuerst das ganze Interview an; ich glaubte, man optierte, im Angesicht eines Interviews, dann für Irrtümer, wenn der Autor, seit fünf Jahren ununterbrochen

gegen den Unsinne diese seine Anamen verantwortlicher deutscher Autor Versailles weiter zum Zuhören geSonntag erschien und in den „N.“ zugleich mit geschlossen: „Zu“ wie diese Wahl verführt, wenn gen Frieden auf Im gleichen Dramas, das ich

*Bibliog*RIEMERSCHMIDT
Lieben AugustinMORAND, PAUL
don-Verlag.HANDEL-MAZZ
gers „denkwür-chen: Kösel &
HOFBAUER, JOWien: Dr. Ha-
lag. (341 S.)HAENSEL, CAR
Eugen DiederjKISS, EDMUND
Leipzig: KochlSEIDEL, WILLY
Roman. MünchSCHAFFNER, J.
Johannes Scha
Union DeutschGURK, PAUL:
Union DeutschGLASGOW, EL
Wien: Paul Z.LERNET, HOLI
nächtl. Ho1930. (246 S.)
ROMAINS, JUL

lin: S. Fische

Ein Bayernspiegel

sunden und undumpfen Haß in guter Zucht und weiß zu lächeln, noch wenn er zubeißt. Eine große und farbenreiche Geschichte, nur — keine Historie. „Drei Jahre Geschichte einer Provinz“, der Untertitel und das wiederholte Bestreben, mit Einschaltungen weite Distanz vorzutäuschen, lassen befürchten, daß Feuchtwanger mit diesem Werk einen historischen Roman schreiben wollte. Glücklicherweise verstand er sein Temperament nicht so weit in Ketten zu legen, daß es auf die Melodie „Es war einmal“ gehorsam trah. Er bricht aus den Selen es

sein Sonderrecht haben will, fremdenfeindlich ist und sich gegen den Fortschritt wehrt, und müßte sich fragen, ob dieser „Fortschritt“, wie er im Bilde Berlins von Feuchtwanger auf die Leinwand geworfen wird, ein Ideal ist, nach dem sich ein Stamm zu richten hat. Fortschritt stellt sich im Okular des historischen Refraktors nur als Platzwechsel heraus. Bayern spielte demnach eine ähnliche Rolle wie China, als es sich gegen den europäischen Fortschritt mit dem Boxeraufstand wehrte, und Feuchtwanger träte auf Seiten Wilhelms, der die Chinesen für Barbaren hielt.

dazu da, Ges-
ben mögen sie

Ich rühmte
Sie ist geschu-
stern der Fo-
eigenen Wirk-
zilis Horazi-
cere verum, l-
sagen. Was
bildnis Tüver
gilt von Feu-
nicht, wenn il
Spaß machte,
und hellt nie

ZEITCHRONIK

DER D

Aus Deutschland

Verleihung des Kleistpreises, mit der Jahre Ernst Heilborn beauftragt, im Gegensatz zu der in den Jahren geübten Gepflogenheit — Preisträger für sein Schauspiel „Die Expedition des Kapitän Scott“, dessen Aufführung unter Jessner am Staatstheater in Berlin hat. Aus der Begründung, die die Verteilung 1931 vorzunehmen hat, verdient hervorgehoben zu werden, daß die Wertung von der h. dem Schicksalhaften unserer Zeit ließe und jene Antwort, die sich die Verteilung nach der religiösen Idee vor die preiswürdigste befunden hat. 10-jährige Vertrauensmann der Kleister die Verteilung 1931 vorzunehmen hat, verdient hervorgehoben zu werden, daß die Wertung von der h. dem Schicksalhaften unserer Zeit ließe und jene Antwort, die sich die Verteilung nach der religiösen Idee vor die preiswürdigste befunden hat.

Aus Frankreich

Den Mord in der Literatur eine interessante Pariser Wochenschrift „Le Mord“ mitteilt, hat man in London eine literarische Gesellschaft gegründet, deren Aufgabe es ist, „den Mord und den Selbstmord in der Literatur zu unterdrücken“. Mitglieder dieser Gesellschaft finden, daß die zeitgenössischen Autoren eine zu große Liebe für das Verbrechen und alle psychologischen Abnormalitäten zeigen. Sie verpflichten sich, nur noch „geputzte“ Werke zu lesen und „blutbefleckte“ zu boykottieren.

„Hundertjährigen Gedenktag der Veröffentlichung der „Harmonies“ gibt die literarische Wochenschrift „Les Nouvelles Littéraires“ die Lamartine-Nummer heraus, die an diesen mit Unrecht etwas vergessen geratene Romantiker neu beleuchtet. Es besteht aber wenig Aussicht, die jüngere Generation zu Lamartine finden wird.

Die deutschen Dichtern der Vergangenheit ist nun auch Theodor Storm den einigermassen zugänglich geworden. Die Montaigne geben französische Übersetzungen von „Aquis Submersus“ und von „Heinz Kirch“, während Stock den „Lauter“ herausbringt. Die drei Bücher

werden übersetzt von Robert Pitron, der Storm schon vor einigen Jahren eine interessante Doktorarbeit gewidmet hat. F. C.

Aus der Tschechoslowakei

GEMEINDE-BOCHEREIEN

Die Gemeinde-Büchereien sind in der Tschechoslowakei eine gesetzliche Institution. In 12 957 einsprachigen und gemischtsprachigen Gemeinden in Böhmen, Mähren und Schlesien zählte man 1930 insgesamt 12 002 tschechische und deutsche Gemeinde-Büchereien.

Der Bücherstand hat sich um 6,6 Prozent erhöht, die Leserzahl beträgt 7,2 Prozent der Gesamtbevölkerung und zwar bei den Tschechen und Slowaken 7,5, bei den Deutschen 7 und bei den Polen 5 Prozent.

Ludwig Renns „Nachkrieg“ erscheint in tschechischer Uebersetzung von Jan Münzer im Verlag V. Petr in Prag, der auch den „Krieg“ von Renn herausgegeben hat.

Franz Werfels „Das Reich Gottes in Böhmen“ wird im Tschechischen Nationaltheater in Prag zur Aufführung gelangen. O. P.

Aus Rußland

Der Rat der Volkskommissare hat einen Gesetzentwurf über die Pensionierung der Schriftsteller genehmigt. Laut diesem Gesetz werden die Schriftsteller, Dichter, Dramatiker, Kritiker und Komponisten, nachdem sie zehn Jahre lang einer Schriftstellerorganisation angehört haben, im Falle der Arbeitsunfähigkeit pensionsberechtigt. Die einzige Bedingung ist, daß die schriftstellerische Tätigkeit im Hauptberuf ausgeübt wurde und daß sie stets den politisch-kulturellen Aufgaben der USSR entsprach. Rußland dürfte das einzige Land sein, das die Interessen der Schriftsteller in so großzügiger Weise wahrnimmt.

Der Rat der Volkskommissare hat den Staatsverlag beauftragt, zum Andenken des Dichters Majakowski eine Luxusausgabe seiner sämtlichen Werke zu veranstalten. Auch die prosaischen und zeichnerischen Arbeiten Majakowskis sollen in die Ausgabe aufgenommen werden. Außerdem wurde beschlossen, einen Majakowski-Fonds zu gründen, aus dem notleidende junge proletarische Dichter und Studenten unterstützt werden sollen. E. B.

nach Jahrtausende während der Völkerrückbildung endlich im Geist und in einer neuen Konkordien zu einigen. Gewiß, die sogenannten „Realpolitiker“ sind heute noch von dem Problem der „Realpolitik“ fasziniert, dermaßen, daß die Neukonstruktion Europas nur auf einer so fragwürdigen Basis stehen wollen. Sie tun sich nämlich darauf zugute, nicht mit der Tatsache zu

sein; denn damit muß der Bund auf dem unendlich mühseligen Weg des Immer-von-neuem-sich-Bewährens sich jene Autorität erwerben, die das Dekret des Siegers allein ihm niemals verleihen konnte.

Sicher ist aber eines: Wenn der Gedanke der Solidarität der Völker im Schicksal und in der Tiefe wieder sterben wird, dann wird er wohl nicht unsterblich, dann wird er wohl nicht den Verfolgungen seiner Gegner

Das Jahr 1830 das neunte Jahrzehnt schlimme Aufregung Tod der Großherzogin, das Tod seines Sohnes, Blutsturz infolge einer Schütterung und ein



Goethe u

ster Krankheit. Es war die Julirevolution, nach und nach der Streit der Akademiker über die der Arten. „Wunder“ im Oktober an schon im Februar der Naturforscher auf Zwiespalt des Reiches davon uns denn distanzieren und unser

In Briefen nach Jena Sohn, der mit gebräuntem und hautkrankem Fortflackern in den deutschen Schulen von „Rottierungen, Brennerien“, „Widgen“ die Regierung eines „albernen Na“ in Leipzig und D. schweig, wo „das Al“ Truppen marschieren wolle in Jena, der Markt wird polizeilich Zelter: „Wundersanlich vor, daß sich n

In meinen Gütern

ALLERHAND NEUES UND ALTES, WAS SIE NOCH NICHT WISSEN

Südamerikanische Kosmogonie

Den guatemalischen Gelehrten Antonio Villakorta und Flavio Rodas gelang es, die religiöse Literatur der Menschheit um eine neue Offenbarung zu vermehren. Nach jahrzehntelanger Arbeit haben die beiden Gelehrten die „Popul-Busch“, die Bibel der alten Mayas in endgültiger Uebersetzung herausgegeben. Diese einzige religiöse Schrift, die uns von den alten Südamerikanern überliefert ist, gehört zu den interessantesten Urkunden der Neuen Welt. Sie hat eine uralte Geschichte und war ursprünglich in der rätselhaften Knotenschrift der Mayas niedergelegt. Die Knotenschrift konnte natürlich nur von Eingeweihten entziffert werden. Diese älteste Form des menschlichen Alphabets besteht bekanntlich aus einem Stock, an dem unzählige kleine Schnüren herabhängen. Jede Schnur ist in einige Knoten gebunden, die für den Eingeweihten einen mnemotechnischen Behelf darstellten. Kannte man den Text, so war es leicht, sich später an Hand der Knotenschrift des geäußerten Wortlautes zu erinnern. Wenn man den Text vorher nicht auswendig gelernt hat, so ist es natürlich ein vergebliches Unterfangen, diese Schrift enträtseln zu wollen. Auch den jetzigen Uebersetzern der Mayabibel ist es nicht gelungen, die Knotenschrift zu entziffern, dafür fanden sie aber ein Exemplar der Bibel, die von einem der letzten schriftkundigen Mayas in den ersten Jahrzehnten der spanischen Eroberung — wohl zum Unterricht der Spanier — in lateinischer Schrift niedergeschrieben wurde. Bekanntlich hatten die Spanier damals nur wenig Neigungen zur Aneignung ketzerischer Glaubenssätze, so daß die Bibel des bekehrungsbeflissenen Mayaapostels erst im neunzehnten Jahrhundert von den christlichen Mönchen entdeckt wurde. Da die Mayasprache selbst in Guatemala nicht zu den allgemeinbekannten Idiomen gehört, konnte die einwandfreie Uebersetzung erst jetzt von den bekannten Mayaforschern angefertigt werden.

Der interessanteste Teil dieser neuen Bibel ist die „Kosmogonie“, die Geschichte der Entstehung der Welt. Beim Lesen dieses Abschnittes wird die eigenartige Mentalität der Mittelamerikaner auf Grund dieses literarischen Denkmals begreifbar: „Dreimal — berichtet die Mayabibel — haben es die Götter versucht, den Menschen zu schaffen. Zum erstenmal schufen sie den Menschen aus Lehm. Doch war der Lehmmensch so dumm und ungeschickt, daß die entrüsteten Götter ihn bald wieder vernichteten und einen neuen Menschen aus Holz bildeten. Auch dieser Versuch mißlang. Der Holzmensch war grob und bössartig, so daß man auch ihn vernichten mußte. Einige Holzmenschen blieben aber am Leben; sie flohen in die Wälder und bildeten dort bis heute das Volk der Affen. Die Götter aber schufen einen Menschen aus Teig. Die Teigmenschen waren klug, aber sehr listig. Die müde gewordenen Götter beschlossen jedoch, sie am Leben zu lassen, nur ver-

nebelten sie das Gehirn des Menschen, so daß er trotz seiner Klugheit zu Irrtümern geneigt ist und die letzten Geheimnisse dieser Welt nicht erforschen kann.“

Diese Kosmogonie der Südamerikaner ist für den europäischen Menschen sehr wenig schmeichellhaft. Bekanntlich ist der Mensch, der biblischen Ueberlieferung zufolge, auch aus Lehm geformt — also dumm und ungeschickt im Vergleich zu den südamerikanischen Teigmenschen. Im Köhnichtar zu der Bibel, der bereits in der spanischen Zeit verfaßt wurde, wird diese Eigenschaft der Europäer auch ausdrücklich erwähnt.

Die Fortsetzung der Bibel enthält die Geschichte der Maya bis zur Vernichtung ihres Reiches durch die Spanier im Jahre 1524. Zum erstenmal kann man hier die Eroberung Südamerikas vom Standpunkte eines einheimischen Literaten verfolgen. Daß dabei festgestellt wird, daß die Mayas das zivilisierteste Volk der Erde, und

die Weißen brutale Barbaren seien, ist verständlich. Die Schilderungen der Mayazivilisation lassen auch in der Tat Zweifel darüber entstehen, ob der unbekannte Schriftsteller wirklich an übertriebenem Nationalismus litt. Auf alle Fälle können die Amerikaner auf ihren neuentdeckten „ältesten Schriftsteller Amerikas“ stolz sein. E. B.

Der literarische Schwindel

Die ersten literarischen Fälscher waren wohl die alten Orientalen, die Perser und Araber. Die gute literarische Sitte erforderte es z. B., daß im alten Persien die jungen Literaten ihre Werke nicht unter ihrem eigenen Namen herausgaben, sondern sie irgendeinem berühmten zeitgenössischen oder verstorbenen Dichter zuschrieben. Seine ersten Werke unter eigenem Namen zu veröffentlichen galt in jener Zeit als unbescheiden und anmaßend. Der junge persische Literat erschien gewöhnlich mit seinem ersten Werk bei einem anerkannten Meister, versicherte ihn seiner Hochachtung und bat um die Erlaubnis, ein Buch unter seinem Namen herausbringen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde ausnahmslos erteilt, und es ist heute oft schwer festzustellen, ob ein altes dichterisches Werk tatsächlich der Feder des Meisters entstammt, unter dessen Namen es im Umlauf ist.

Aus dem alten Orient kam die literarische Mystifikation über Griechenland und Rom nach Europa, wo sie bis in die heutige Zeit stark verbreitet und zu Unrecht verpönt ist. Die größten literarischen Mystifikatoren der Neuzeit sind Franzosen. Voltaire, Diderot, Mérimée, Balzac sind die bekanntesten Namen. Balzac hat z. B. seinerzeit unter dem Titel „Monsieur de Paris“ die angeblichen Memoiren des Pariser Scharfrichters Samson geschrieben. Die Mystifikation wurde später entdeckt, worauf 1863 die „echten“ Memoiren der Pariser Scharfrichterdynastie Samson erschienen. Der Herausgeber der Memoiren, die einen ungeheuren Erfolg hatten, war der letzte Vertreter dieser Dynastie selber, Henry Samson. Erst Jahr-

MENSCH UND NATUR / NEUE LYRIK

Kleinbauern

Vor dem Karren ging das Weib,
Hager stak ihr Schädel im Genicke
und die beiden handgezwirnten Stricke
schnitten strenge in den Leib.
Wann sie ausschnitt, furchte sich ein
schiefer,
scharfgespannter Zug um ihren Mund
und der Radkranz wühlte sich noch
tiefer
in den Grund.

Auf dem steilen Hang der Mann
ließ die Sense durch die Gräser fahren.
Als sie Reih um Reih geworfen waren,
hielt er stumpf den Atem an,
streckte sich und spie auf seine
Schwielen.

In der Schläfe sprudelte das Blut,
während sie den Bausch erblühter
Schmielen
in die grobe blaue Schürze lud.

Das Gewicht des Futters schwang
auf dem Achsenstiel der großen
Räder.

Von der hohen Wiese kam der Mäher
langsam und mit schwerem Gang.
Und er wartete noch eine Weile,
alsdann hatte sie ihr Haar gekämmt,
und er legte ihr die beiden Seile
rauh ans Hemd. Paula GROGGER

Waldfrieden

Ging in den Wald dort Frieden zu suchen.
Aber mein Auge war allzu gewetzt,
sah dort den Lichtkampf hungernder
Buchen,
zärtliche Birken von Milben bekränzt.
Sah an den Kiefern krebsige Schwären,
hörte das Krächzen der Rabenbrut,
roch von dem Pfuhl her fauliges
Gären,
und immer dumpfer ward mir zumut,
Raugen im Leimring, Schmarotzer-
gewächse; —
fand keine Elfe, auch keine Fee,
fand eine Fährte rotrauchender Kleckse,
rüdenumgiert ein verblutendes Reh!
Arnold KRIEGER

Allerhand Neues und Altes

zehnte später erfuhr man, daß auch diese Memoiren eine Fälschung waren. Ihr Verfasser war der Journalist d'Olbrent, der dem verarmten und heruntergekommenen letzten Samson für sein Schweigen 30 000 Fr. bezahlte.

Eine berühmte Mystifikation verfaßte Prosper Mérimée mit seinen „Illyrischen Liedern“ und „Guzla“. Mérimée erzählte selbst, wie er eine Reise nach Illyrien unternehmen wollte. Dem Dichter fehlte das Reise-geld, und so beschloß er, zuerst seine literarischen Reiseentdeckungen zu veröffentlichen, um dann mit dem also verdienten Honorar nachträglich die Reise zu machen. Der Versuch gelang, die besten Kenner Illyriens wurden getäuscht, und kein Geringerer als Puschkin übersetzte ins Russische 5 ausgewählte, angeblich echt illyrische Lieder Mérimées. Bis zu seinem Tode war Mérimée auf die gelungene Mystifikation stolz.

Aber auch Puschkin selbst scheute sich nicht vor Mystifikationen. Er verfaßte eine Reihe grotesker Novellen und Geschichten, die angeblich einen gewissen Kleinadligen namens Bjelkin zum Verfasser hatten und unter anderem eine glänzende, erst später erkannte Satire auf die berühmte „Geschichte Rußlands“ von Karamsin enthielten.

Besonders reich an geglückten Mystifikationen ist die Memoirenliteratur. Falsche Memoiren Ludwigs XVIII., des Herzogs Richelieu, Pouchés, des Grafen Cagliostro, des Spitzels Vidoque, des Mörders Cartouche, der Pompadour und sogar Friedrichs des Großen waren in Frankreich jahrzehntelang im Umlauf. Sie verfolgten oft politische Zwecke und sollten der Verherrlichung oder der Diskreditierung des Legitimus dienen.

Eine andere weitverbreitete Art der literarischen Mystifikation ist die gelehrte Fälschung. Bekannt ist z. B. die Geschichte der tschechischen Handschrift von Königinhof, die der tschechische Philologe Wacław Hanka

1819 entdeckt haben wollte. Die Handschrift enthielt wunderschöne ur-alte tschechische Lieder, die über glorreiche Kämpfe der tschechischen Fürsten des 10. Jahrhunderts mit den Sachsen und Polen berichteten. Diese von dem tschechischen Gelehrten aus patriotischen Gründen gefälschten Lieder waren bis 1857 von der gesamten Gelehrtenwelt als wichtige Quelle für die tschechische Geschichte anerkannt. Erst später mußte man feststellen, daß Hanka eher ein großer Dichter als ein großer Gelehrter gewesen ist.

Die Arbeit eines jeden Mystifikators erfordert vor allem ein unerhörtes Gefühl für individuelle und geschichtliche Stilformen, das ihm ermöglicht, sich in einen Mörder, in die Pompadour oder in einen alten tschechischen Barden zu verwandeln. Dieses eigentlich mimische Talent besaß z. B. der Schotte Mac Pherson im 18. Jahrhundert, der die berühmten alten keltischen Poeme der Barden, darunter auch den „Ossian“, fälschte. Diese Poeme bildeten bekanntlich eine Quelle der deutschen und englischen Romantik und begründeten eine Epoche in der Geschichte der deutschen Literatur. Auch diese Fälschung verdankt ihre Entstehung patriotischen Motiven.

Eine weniger gelungene Fälschung war die des Engländers William Ireland, der in seinem Antiquariat plötzlich zahllose Briefe, Rechnungen, Verträge und sogar eine ganze Tragödie von Shakespeare entdeckte. Die Tragödie hieß „Worbigern“ und fiel bei der ersten Aufführung glänzend durch. Nicht die Fachleute, sondern das Publikum erkannte die Fälschung.

Die tragische Gestalt unter den literarischen Fälschern verkörpert der frühverstorbene englische Dichter Thomas Chatterton. Seine Kindheit verbrachte der Dichter in einer alten gotischen Kirche, und der Geist der Gotik, des Mittelalters blieb für immer in ihm lebendig. Er erfand den mittelalterlichen Dichter Thomas Rowel, der zur Zeit Heinrichs VI. gelebt haben sollte. Chatterton konnte nur

in der Sprache des Mittelalters unter dem Namen Rowel dichten. Er ging buchstäblich in diesem von ihm selbst erfundenen Dichter auf, und die unter seinem eigenen Namen veröffentlichten Gedichte wirken blaß und eindruckslos im Vergleich zu den Dichtungen, die er für Rowel fälschte. Er starb, ehe die Fälschung entlarvt werden konnte, und die Kritik meinte, daß die Lieder Rowels „mittelalterlicher“ seien als die ganze authentische Literatur aus der Zeit Heinrichs VI.

ESSAD-BEY

Chronik eines berühmten Cafés

In der Via Condotti in Rom existiert noch heute ein kleines Café, das „Antico Caffè Greco“, das, 1760 gegründet, anderthalb Jahrhunderte hindurch der Treffpunkt aller Künstler und Reisenden war, welche die ewige Stadt besuchten. Jetzt ist eine interessante, von Diego Angeli verfaßte und reich bebilderte Chronik dieses alten Cafféhauses erschienen: „Le Cronache del Caffè Greco“ (Mailand, Fratelli Treves). „Jeder einmal im Caffè Greco“, so dürfte lange Zeit, wenn auch nicht gerade plakatiert, die Parole gelautet haben. In reaktionären Epochen war es der Versammlungsort der liberalen Geister, Verschwörer, Carbonari, Spitzel und Revolutionäre. Zur Goethezeit war es als Stammcafé der deutschen Italienfahrer bekannt: Goethe, Tischbein, Karl Philipp Moritz, Wilhelm Heinse u. a. haben dort gesessen. Casanova ist hindurchspaziert und König Ludwig I. von Bayern hat es als Kronprinz mit seinen Besuchen beehrt. Gogol hat den größten Teil der „Toten Seelen“ im Caffè Greco geschrieben. Umfangreich ist die Liste der illustren Gäste: Mendelssohn-Bartholdy, Berlioz, Richard Wagner, Liszt, Goldoni, Leopardi, Silvio Pellico, Mickiewicz, Stendhal, Taine, Corot, Bourget, Anatole France, Nathaniel Hawthorne, Thackeray, Mark Twain, Andersen, Björnson, Thorwaldsen, Schopenhauer, Humperdinck und viele andere Berühmtheiten, Tages- und Lokalgrößen passieren Revue. Amüsant ist zu lesen, wie sich die Deutschen schon vor hundert Jahren mißliebzig zu machen verstanden. Wenigstens ärgert sich Mendelssohn über sie, der im Jahre 1830 an einen Freund schrieb: „Ich gehe fast nie hin, denn mich wideren diese Menschen und ihr Stammlokal an, ein kleines, dunkles Zimmer von etwa 3 Fuß Breite. Auf der einen Seite darf man rauchen, auf der andern nicht, und hier

sitzen diese Deutschen mit ihren unförmlichen großen Hüten und ihren Hunden daneben, denen die Verbreitung des Ungeziefers obliegt. Hals, Kinn und Wangen dieser Leute sind dicht mit Haaren bewachsen. Mit ihren Pfeifen verqualmen sie die Luft und ihre Redensarten sind oft recht unmanierlich. Es wäre ein Wunder, wenn einer von ihnen einen anständigen Rock oder eine Krawatte trüge. Das bißchen Gesicht, das ihr Bartwuchs freilaßt, ist mit Brillengläsern bedeckt. So trinken sie ihren Kaffee und diskutieren über Tizian und Pordenone, ganz als wären die ihresgleichen und säßen am Tisch dieser bärtigen Burschen mit ihren scheußlichen Hüten.“ Die Nazarener um Overbeck, Schwind und Cornelius scheinen sich zivilisierter benommen zu haben, nur mit Schopenhauer, der ihre Religiosität und ihren Patriotismus verhöhnte, bekamen sie Krach. Um die Jahrhundertwende hat sich dann die römische Bohème im Caffè Greco angesiedelt. Heute hat es mehr musealen Charakter, denn die „Prominenten“ sind längst in das am Corso Umberto gelegene „Café Aragno“ hinübergewechselt, das vielen aus einer kleinen Novelle von Heinrich Mann bekannt sein wird. B. F.

Der einzige authentische Originalbericht über

Andrées Nordpolflug

mit den Tagebüchern u. allen Bildern im Verlag

F. A. Brockhaus - Leipzig

in Ganzleinen etwa 15 Mark



TEE

Versand an Private

Paul Schrader & Co., Bremen

GLOSSARIUM

Lyrik gegen Lyrik

Das Amt des Vizekönigs von Indien ist eines der verantwortlichsten, die das Britische Reich heute zu vergehen hat, und Lord Gorell, der neue Vizekönig, wird sicherlich die dazu notwendigen Qualitäten nachweisen können. Doch ist Lord Gorell nicht nur ein erfahrener Beamter. Er ist auch — und diese seine Eigenschaft berechtigt unsere Anteilnahme in seiner Ernennung — ein lyrischer Dichter, ein Romanschriftsteller und Verleger.

Es ist, anzunehmen, daß der englischen Regierung bei der Berufung Lord Gorells indische Antithesen fernlagen, und doch entbehrt es nicht einer gewissen Pikanterie, daß jetzt im Kampfe um einen Kontinent mit 400 Millionen Einwohnern zwei Lyriker als Führer der kämpfenden Parteien einander gegenüberstehen. Auch die Führerin der indischen Revolutionäre, Frau Naidu, ist nämlich eine bekannte Dichterin.

Wenn in alten Zeiten zwei orientalische Stämme wegen einer Oase oder einer schönen Sklavin miteinander verfeindet waren, entsandten sie ihre Dichter ins Feld, die in Gegenwart der beiden Stämme ihre Verse rezitierten. Der Stamm, der den besten Dichter besaß, wurde dann zum Sieger erklärt.

Die Lyriker als Politiker pflegen bekanntlich selten vom Erfolg gekrönt zu werden. Hauptsächlich deshalb, weil ihre Gegner gewöhnlich nüchterne Prosaiker sind. Hier — wohl zum erstenmal in der Geschichte eines Weltimperiums — liegt der Fall anders. Beide Gegner gehören zum erhabenen Stand der Dichter, und so nimmt die ganze Situation eine ebenso unerwartete wie höchst erfreuliche Wendung in der Literatur.

Der seit Jahren angekündigte Untergang der Lyrik scheint demgemäß doch noch nicht bevorzustehen; im Gegenteil, die Lyrik erobert immer neue Gebiete, und neben dem Dichter d'Annunzio hat man jetzt dichtende Führer einer der größten Bewegungen unserer Zeit.

Es bleibt nur zu hoffen, daß beide Führer gemäß den besten Traditionen des Orients, die Lyrik höher schätzen werden als das niedere Gebiet der Politik und die Entscheidung in ihrem Kampfe dem Feuer ihrer Verse, der Schärfe ihrer Rime und dem Urteil der unvoreingenommenen Kritik überlassen werden. Indien und die Literatur dürften daran gleichermaßen interessiert sein. ESSAD BEY

Was wissen unsere Abiturienten von der modernen Literatur?

Um festzustellen, welches Wissen über Gestalten, Werke, Richtungen und Epochen der deutschen Literatur die jungen Studenten von der Schule mitbringen, hat der Gießener Literaturhistoriker Prof. Karl Viëtor im 1. Semester stehende Germanisten einen Fragebogen ausfüllen lassen. Das Ergebnis der ohne Namenangabe und unter Klausur beantworteten Rundfrage ist, trotzdem oder gerade weil nur junge Leute befragt wurden, bei denen besondere literarische Neigungen vorauszusetzen waren, erschreckend. Für die klassische Literatur zwar befriedigten die Antworten, auch für die realistische Epoche des 19. Jahrhunderts, für Raabe, Keller, Storm waren sie gut, von den großen Dichtern der Gegenwart aber wußten nur wenige der Befragten etwas. Die Hälfte nannte allerdings Gerhart Hauptmann als Vertreter des deutschen Naturalismus, Stefan George jedoch kannte nicht einmal die Hälfte; nur 5 Prozent konnten ein Gedichtbuch von Rilke angeben, ein Zehntel nur wußte zu sagen, welcher literarischen Richtung Hofmannsthal angehörte, und nicht mehr hatten etwas von ihm gelesen. Die Frage: „Welcher lebende Schriftsteller oder Dichter gefällt Ihnen am besten?“ beantwortete nur ein Drittel; ein Fünftel nannte Thomas Mann, ein Zehntel Werfel; andere nannten hier — Raabe, ferner Adolf Bartels, Rudolf Herzog und Frank Thieß. Wenn unsere Abiturienten von den Lyrikern unserer Zeit und den besten Dichtern kaum den Namen wissen und von ihren Werken fast nichts kennen, so müssen, stellt Viëtor fest, die Forderungen, die an den deutschen Unterricht der höheren Schulen zu stellen: wenn sie auch an vielen Anstalten erfüllt werden, doch noch nicht Gemeingut geworden sein. p. n.

Eine neue italienische Bibel

Seit 300 Jahren bedienen sich die italienischen Protestanten der Bibelübersetzung, die der Toskaner Giovanni Diodati in Genf anfertigte. 1900 sind von dieser Übertragung verbesserte Auflagen herausgegeben worden, die den Fortschritt der exegetischen Wissenschaft und die sprachliche Entwicklung berücksichtigten.

Neuerdings hat nun der Pastor Giovanni Luzzi, ein Geistlicher Schweizer-Abstammung, die Gigantearbeit unternommen, einen völlig neuen italienischen Bibeltext zu schreiben.

Diese Arbeit, die er seit seiner Jugend plante, kostete ihn zehn Jahre seines Lebens.

Der erste Band der „Biblia tradotta dei testi originali“ ist 1922 bei Sansoni erschienen. Weitere neun Bände hat der Verlag „Fides et Amor“ in Florenz herausgebracht. Diese zehn Bände sind ausgiebig mit Karten und archaischen Reproduktionen versehen. Dem Ganzen geht eine allgemeine Einleitung voraus, jedem Einzelband außerdem eine Einzeleinleitung. Die letzten zwei Bände werden demnächst erscheinen.

Wie „L'Europeen“ mitteilt, hat diese Revision bisher besonders in der vor zehn Jahren von Benito Mussolini begründeten politischen Revue „Gerarchia“ enthusiastischen Beifall gefunden. Sprache wie Annotation werden als vollkommen und absolut neu hingestellt.

Es wäre in diesem Zusammenhang interessant, von dem Verlag Lambert Schneider zu erfahren, wie die bisher erschienenen Bände der neuen deutschen Bibelübertragung Martin Bubers und des leider vorzeitig verstorbenen Franz Rosenzweig vom deutschen Publikum aufgenommen worden sind.

Jean LONGUEVILLE

Der Deutsche Staatsbürgerinnenverband hat anlässlich seiner ersten Ausstellung „Die gestaltende Frau“ einen Literaturpreis ausgeschrieben, um junge Schriftstellerische Begabungen unter den Frauen zu ermutigen und zu fördern. Der Preis beträgt 1000 RM.

Die Bewerbung um diesen Preis steht allen reichsdeutschen Frauen offen, die am 1. Januar 1931 das 35. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Zugelassen zur Einsendung sind bisher unveröffentlichte Werke dramatischer, epischer und lyrischer Art. Einsendungen sind bis zum 1. Januar 1931 an die Geschäftsstelle des Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes, Berlin W 35, Derflingersstr. 17 II, eingeschrieben zu richten.

Das Preisgericht besteht aus: Gertrud Bäumer, Alice Berend, Alfred Pöhlj, Rudolf Kayser, Ina Seidel.

GESCHÄFTLICHE MITTEILUNG

Der Verlag Erich Reich in Berlin veranstaltet einen Wettbewerb, um für die Vorbereitung künftiger Verlagswerke einen Titel zu finden. Die Bedingungen der Teilnahme werden im Anhangsteil dieser Nummer veröffentlicht.

Kleine Anzeigen
haben in der „Literarischen Welt“
den besten Erfolg!

DIE WUNDERWELT DER PLANETEN



Desiderius Papp

Was lebt auf den Sternen?

Großformat, 350 Seiten Text
ca. 85 Illustrationen und 32 Bildbeilagen
Geb. RM. 11. — Leinen RM. 15. —

Die Wunderwelt der Planeten! Fölkverbündung mit dem Mars? Raketenfahrt zum Mond? Hat der Mensch Brüder auf den anderen Planeten? Ist die Erde das einzige Eiland des Lebens im All? Wie sehen die Bewohner anderer Welten aus? Blicken sie gleich uns mit Augen nach dem Sternlein Erde an ihrem Firmament, wie wir nach dem roten Marsplaneten spähen? Fragen, die jeden denkende Mensch, jung oder alt, hundertmal gestellt haben mag, werden hier mit überlegenem Wissen und blendender Phantasie in Wort und Bild geklärt. Phantastisch wie ein Roman, dessen Schauplatz unirdische Welten sind, schildert dieses packende Buch die Bewohner der Sterne und Phantasie unternahmen in diesem fesselnden Buch den Versuch, der Lösung dieser Fragen, und diese wird allenthalben größtes Aufsehen erregen. Das Buch wendet sich an jedermann.

Amalthea-Verlag
Zürich · Leipzig · Wien